

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Ein Satz für M. Rainer Lepsius
- Stefan Deißler:
Geschichtslosigkeit als Gegenwartsproblem
- Georg Vobruba:
Soziologie und Kritik
- Günter C. Behrmann:
Gründerjahre der Bildungssoziologie
- Christian Fleck:
Tertiärer Analphabetismus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2013

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Martina Löw, E-Mail: loew@ifs.tu-darmstadt.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, 45128 Essen,
E-Mail: Sonja.Schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04-208, Fax 0201/72 04-111.

Schatzmeister: Prof. Dr. Sighard Neckel, Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse, Robert-Mayer-Straße 5, D-60054
Frankfurt am Main, E-Mail: neckel@soz.uni-frankfurt.de, Tel.: +49 (0)69/798-
23334, Fax: +49 (0)69/798-763-23333.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.soziologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr jeweils zu Beginn eines Quartals. Redaktions-
schluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der
Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in
CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de
Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer

Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Abonnenten- und Anzeigenbetreuung:

Steffen Schickling, 0 69/97 65 16-812, schickling@campus.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;

Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen
der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs
Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der
Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2013

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses
Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Auf-
nahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom
und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Druckpartner, Hemsbach

ISSN 0340-918

Inhalt

Statt eines Editorial: Ein Satz für M. Rainer Lepsius 123

Identität und Interdisziplinarität

Stefan Deißler

Geschichtslosigkeit als Gegenwartsproblem 127

Georg Vobruba

Soziologie und Kritik 147

Forschen, Lehren, Lernen

Günter C. Behrmann

Gründerjahre der Bildungssoziologie 169

Christian Fleck

Tertiärer Analphabetismus 185

DGS-Nachrichten

Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie 209

Veränderungen in der Mitgliedschaft 209

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

Sektion Alter(n) und Gesellschaft 213

Sektion Familiensoziologie 218

Sektion Kulturosoziologie 224

Nachrichten aus der Soziologie

Schader-Preis 2013 für Jutta Allmendinger	234
Hans-Kilian-Preis 2013 für Hans Joas	235
Habilitationen	235
Europa – Politik – Gesellschaft: Call for Manuscripts	236
Call for Papers	238
Horizontale Europäisierung – Jahrestagung der Sektion Europasozio­logie • IV. Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie	
Tagungen	241
Kultursoziologie im 21. Jahrhundert	
Autorinnen und Autoren	243
Abstracts	244

Ein Satz für M. Rainer Lepsius
zum 85. Geburtstag

Wenn ein Preuße katholisch heranwächst, dann entsteht eine Soziologie,
die erzählen kann.

Tilman Allert

Lepsius ediert seit Jahrzehnten Texte und Briefe von Max Weber, und er
hat dabei seinen Humor nicht verloren.

Maurizio Bach

Fast sechzig Jahre »Parallelaktionen« und Freundschaft; dafür großer Dank.

Knut Borchardt

»Das ist doch nichts als grober Unfug, was der Kollege da schreibt, aber
ein Gedanke darin ist doch nicht ganz von der Hand zu weisen!«

(M.R. Lepsius)

Hartmut Esser

Plagiate seiner Texte fielen sofort auf, weil seine Schriften eine originelle
und unverwechselbare Handschrift tragen.

Jürgen Gerhards

»Und Millionen sehen klar, was bislang Geheimnis war.« (M.R. Lepsius)

Ingrid Holtey

Das M. bedeutet in Wahrheit »Maestro«.

Jürgen Kaube

Ein listiger Kämpfer für die Sache der Soziologie in Deutschland.

Reinhard Kreckel

»Else und Max, Else und Alfred, Alfred und Max, Else und Marianne und dazu noch Edgar Jaffé und Else und Alfred und Alfred und Edgar [...] na ja, jetzt hab ich noch die Else vor mir.« (M.R. Lepsius)

Martina Löw

Ideen und Interessen bewegen das Leben von Rainer Lepsius und haben auf diesen »Bahnen« auch das Profil der Soziologie nach 1945 entscheidend geprägt.

Andrea Maurer

»But, soon or late, it is ideas, not vested interests, which are dangerous for good or evil.« (J.M. Keynes)

Renate Mayntz

»Soziologen sind keine Jubelperser!« (M.R. Lepsius)

Hans-Peter Müller

Er wäre gern Oberstadtdirektor geworden – gut für uns, dass was dazwischen kam.

Friedhelm Neidhardt

Unleugbar ein Bildungserlebnis, wenn man mit M. Rainer Lepsius die Weber-Villa in Heidelbergs Ziegelhäuser Landstraße zu besichtigen das Vergnügen hatte – als hätte man den Blick aus dem Arbeitszimmer auf die Schlossruine und (mit Ambivalenzen beladen) auf Stefan Georges Gastort von einem Zeitzeugen berichtet bekommen (die Spannungen mit dem Hausgenossen Troeltsch oder die jours gleich eingeschlossen).

Karl-Siegbert Rehberg

»Und Millionen sehen klar, was bisher Geheimnis war.« (M.R. Lepsius)

Wolfgang Schluchter

»Soziologie steht in einem dauernden Spannungsverhältnis zur eigenen Alltagswahrnehmung und zu verinnerlichten Wertüberzeugungen: Man muss sich sozusagen persönlich revidieren.« (M.R. Lepsius)

Hans-Georg Soeffner

Herrn Professor M. Rainer Lepsius bin ich in großer Dankbarkeit verbunden, denn er hat sich nicht nur tatkräftig dafür eingesetzt, dass gegebene bürokratische Hürden überwunden wurden und ich (als zunächst staatenloser Spätaussiedler aus Rumänien) ein Studium der Soziologie an der Universität Mannheim aufnehmen konnte, sondern er hat mich auch an eine Art des soziologischen Denkens herangeführt, die mein gesamtes intellektuelles Weltverständnis bis heute stark beeinflusst hat.

Anton Sterbling

Der historischen Bewusstheit und Bildung, die uns im Werk, im intellektuellen Habitus und in der Persönlichkeit von M. Rainer Lepsius fordernd entgegentritt, verdanken wir eine Vergegenwärtigung Max Webers, die keine noch so tüchtige Weber-Rezeption, Weber-Interpretation oder Weber-Kritik zu ersetzen vermag.

Johannes Weiß

»Die Ossid fressen mir noch die letzten Haare vom Kopf, aber ich habe die Gründungskommission zusammen.« (M.R. Lepsius)

Steffen Wilsdorf

Rainer Lepsius in einem Satz? Das ist völlig unmöglich.

Sylke Nissen und Georg Vobruba

Geschichtslosigkeit als Gegenwartsproblem

Ein Schlaglicht auf die epistemologische Dimension der Debatte um den Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie

Stefan Deißler

Seit etwas mehr als einem Jahr wird in der deutschsprachigen Soziologie erneut darüber gestritten, welchen Stellenwert der Themenkomplex »Drittes Reich« für die Disziplin hat bzw. haben sollte.¹ Eröffnet wurde die Kontroverse durch Michaela Christ (2011), die in einem eindringlichen Artikel die andauernde Randständigkeit der Themen Nationalsozialismus und Holocaust in der Soziologie kritisierte und dieses »Schattendasein« sowohl auf ungünstige fachgeschichtliche Entwicklungen als auch auf die Unzulänglichkeiten zentraler soziologischer Paradigmen zurückführte. Als Reaktion auf diesen Beitrag erschien wenig später eine Replik von Maurizio Bach (2012), der Christs These von einer paradigmatisch bedingten Unfähigkeit der Soziologie im Hinblick auf die Erforschung zentraler Aspekte des »Dritten Reichs« entschieden zurückwies; im Gegensatz zu Christ geht Bach davon aus, dass die Soziologie durchaus über das geeignete Instrumentarium verfügt, um zur »Analyse des historischen Nationalsozialismus« (Bach 2012: 22) beitragen zu können, und dass von einem »Schweigen der Soziologie zum Nationalsozialismus und zur faschistischen Gewalt« (ebd.: 25) – wenigstens mittlerweile – keine Rede mehr sein kann. Im Oktober 2012 fand dann auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Sozio-

¹ In den früheren innerdisziplinären Auseinandersetzungen stand zumeist die Fachgeschichte der Soziologie im Vordergrund, das heißt die Aufarbeitung der personellen, institutionellen und inhaltlichen Kontinuitäten.

logie in Bochum der dritte und bislang letzte Akt der Auseinandersetzung statt; dort debattierte ein kontrovers besetztes Podium im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung² über den »Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie«.

Interessant war und ist die gesamte Debatte – und vor allem: die Diskussion in Bochum – aus mindestens zwei Gründen. Zum einen ist deutlich geworden, dass man sich innerhalb der (deutschen) Soziologie weiterhin uneins ist über das angemessene Verhältnis der Disziplin zum Gegenstand »Drittes Reich« und dass insbesondere die Meinungen darüber, in welchem Ausmaß die Soziologie für das Thema zuständig ist, weit auseinandergehen. Zum anderen hat sich gezeigt, dass es hier letztlich nicht nur um den adäquaten Umgang mit einem spezifischen Forschungsgegenstand, sondern auch um die grundlegende Frage nach dem Selbstverständnis der Disziplin geht. Die Auseinandersetzungen des letzten Jahres erweisen sich bei genauer Betrachtung auch als ein Aufeinandertreffen widerstreitender Auffassungen von der historischen Dimension der Soziologie.

Dieser Vielschichtigkeit entsprechend ist der folgende Beitrag in einen gegenstandsspezifischen und einen allgemeinen Teil gegliedert. Zunächst wird der aktuelle Stand der sich fortsetzenden Debatte wiedergegeben. Dabei wird ersichtlich, dass eine Reihe von Konfliktlinien die in die Diskussion involvierten SoziologInnen in zwei Parteien spaltet. Die Differenzen zwischen den beiden Lagern treten deutlich hervor, wenn man die Darstellung auf drei Fragen fokussiert, die im Rahmen der Diskussionsveranstaltung besonders kontrovers erörtert wurden: Welche Bedeutung hat der Themenkomplex »Drittes Reich« für die Soziologie? Wie wird die Zuständigkeit oder Unzuständigkeit der Soziologie in Bezug auf das Thema »Drittes Reich« begründet? Und: Worin kann bzw. sollte (zukünftig) der genuin soziologische Beitrag zur NS-Forschung bestehen?

Ausgehend von der Gegenüberstellung der Argumente, die die beiden Seiten vorbringen bzw. vorbringen können³, lassen sich dann die soziologischen Grundkonzeptionen aufspüren, die in den konkurrierenden Positionen enthalten sind. Es zeigt sich, dass die eine Fraktion explizit von der Konzeption einer streng gegenwartsbezogenen Soziologie ausgeht, wäh-

2 Organisiert und moderiert wurde die Veranstaltung von Michaela Christ und Maja Suderland. Bei den DiskutantInnen handelte es sich um Carsten Klingemann, Peter Imbusch, Michael Becker, Maurizio Bach und Renate Mayntz (Vgl. auch Bach 1990, Becker 2010, Imbusch 2005, Klingemann 2009, Mayntz 1970).

3 Manche Argumente wurden in der Diskussion nur angedeutet, weshalb es an einigen Stellen nötig war, das Gesagte zu ergänzen oder zu vervollständigen.

rend die Argumente der anderen Fraktion etwas undeutlich in Richtung einer Soziologie mit eminenter historischer Dimension weisen. Im Anschluss wird der letztere Entwurf unter Bezugnahme auf verschiedene prominente AutorInnen präzisiert. Auf dieser Grundlage wird es abschließend möglich, eine alternative Positionsbestimmung des Themenkomplexes »Drittes Reich« vorzunehmen.

Die Argumente für die Beibehaltung des status quo der soziologischen NS-Forschung

Eine knappe, wertungsfreie Bilanz der bisherigen soziologischen Forschung zum Nationalsozialismus und zur Shoah, die wohl auch auf dem Bochumer Podium mehrheitsfähig gewesen wäre, muss in etwa folgendermaßen lauten: Obwohl die (deutsche) Nachkriegssoziologie alle mit dem »Dritten Reich« zusammenhängenden Themen weitgehend ausgespart und den Geschichtswissenschaften überantwortet hat (vgl. hierzu Bodemann 1997), wurden in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder einzelne soziologische Studien veröffentlicht, die verschiedene Aspekte des Themenkomplexes beleuchten. Zu nennen sind hier erstens die Arbeiten aus dem Bereich der Antisemitismus- und Autoritarismusforschung, unter denen die Studien aus dem Umfeld des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wohl die bekanntesten sind (Adorno et al. 1950; Pollock 1955); zweitens die Publikationen, in denen die Herrschaftsstrukturen des NS-Regimes thematisiert werden – beispielsweise durch Talcott Parsons (1993), Rainer Baum (1981) oder Maurizio Bach (1990 und gemeinsam mit Stefan Breuer 2010); drittens die Veröffentlichungen, deren AutorInnen sich mit den nationalsozialistischen Konzentrationslagern befassen (Neurath 2004; Sofsky 1993; Suderland 2009); viertens die teils recht öffentlichkeitswirksamen Arbeiten, in denen die Geschichte der Soziologie in Nazideutschland sowie die personellen und institutionellen Kontinuitäten in der Nachkriegssoziologie beleuchtet werden (Klingemann 1996, 2009; Rammstedt 1998; van Dyk, Schauer 2010); fünftens die Studien zur Genese des NS-Staates und zur Entwicklung der deutschen Gesellschaft zwischen 1933 und 1945 (Dahrendorf 1975; Lepsius 1966); zusätzlich erscheint das Thema Nationalsozialismus seit den 1990er Jahren auch in der Biographieforschung (etwa bei Rosenthal 1990, 1997) und in den Postkolonialen Studien (zum

Beispiel bei Rothberg 2009). Zugleich bleibt festzuhalten, dass es kaum eine wechselseitige Bezugnahme zwischen den genannten Arbeiten gibt und dass sich kein innersozialogischer Diskurs um den Gegenstand entwickelt hat. Das »Dritte Reich« war nie ein Kernthema der Soziologie, was unter anderem darin zum Ausdruck kommt, dass es – mit Ausnahme der Schriften Zygmunt Baumans (1992, 1995) – in der Theoriebildung weitgehend unberücksichtigt geblieben ist.

Diese konsensuelle Bilanz legt den Schluss nahe, dass die von Michaela Christ konstatierte innerdisziplinäre Randständigkeit der soziologischen NS-Forschung weitgehend unbestritten ist. Das impliziert jedoch keineswegs, dass unter den SoziologInnen Einigkeit darüber bestünde, wie dieser Sachverhalt zu bewerten ist und welche Konsequenzen aus ihm zu ziehen sind. Wie bereits erwähnt, hat sich im Verlauf der Diskussionsveranstaltung gezeigt, dass in diesem Punkt die Meinungen auseinandergehen. Die Gruppe der DiskutantInnen zerfällt, in grober Unterteilung, in BefürworterInnen und GegnerInnen des status quo.

Erstere unterstützen die Beibehaltung des bisherigen Stellenwerts der soziologischen NS-Forschung und stehen der Forderung nach einer Intensivierung oder Priorisierung der entsprechenden Forschungsbemühungen skeptisch gegenüber. Nationalsozialismus und Shoah fallen aus ihrer Sicht nicht primär in den Zuständigkeitsbereich der Soziologie, sondern liegen an der Peripherie des Gesichtsfeldes der Disziplin. Die Soziologie, so argumentieren sie, sei eine auf die Gegenwart und Zukunft fokussierte Wissenschaft, die soziale Phänomene untersucht, um allgemeine Zusammenhänge zu identifizieren, die sich schließlich zu Theorien (des sozialen Handelns, des sozialen Wandels, etc.) verdichten lassen. Das »Dritte Reich« hingegen sei ein der Vergangenheit angehörender Sonderfall, eine historische Ausnahmeerscheinung, deren soziologische Analyse lediglich Erkenntnisse von einer sehr begrenzten Reichweite liefere.

In Übereinstimmung mit dieser Klassifizierung sowie in Anbetracht der geschichtswissenschaftlichen Provenienz der überwiegenden Mehrzahl einschlägiger Veröffentlichungen sehen die BefürworterInnen des status quo die Zuständigkeit für den Themenkomplex »Drittes Reich« in erster Linie bei den HistorikerInnen. Zur Begründung ihrer Position können sie darauf verweisen, dass die Zahl der geschichtswissenschaftlichen Arbeiten zum Thema in die Tausende geht und dass viele Meilensteine der NS-Forschung, wie beispielsweise die Arbeiten von Raul Hilberg (1961), Ian Ker-

shaw (1985), Christopher Browning (1992), Norbert Frei (2001) und Götz Aly (2005), den Geschichtswissenschaften entstammen.

Dennoch wäre es falsch anzunehmen, dass diese Fraktion für die komplette Einstellung der soziologischen NS-Forschung plädiert (oder einen solchen Rückzug gutheißen würde). Richtig ist vielmehr, dass auch die BefürworterInnen des status quo das »Dritte Reich« als legitimes Untersuchungsobjekt ansehen und dass sie eine sehr genaue Vorstellung davon haben, welchen Beitrag die Soziologie zu seiner Erforschung leisten kann. Ihrer Ansicht nach unterscheiden sich geschichtswissenschaftliche und soziologische Studien in ihrer epistemologischen Struktur. Erstere, so betonen sie, seien als detaillierte narrative Darstellungen des Geschehens angelegt, während letztere eine explanatorische Funktion besäßen. Der spezifische Beitrag der Soziologie zur NS-Forschung könne demnach nur darin bestehen, auf der Grundlage der faktenreichen Beschreibungen der HistorikerInnen bestimmte Aspekte des »Dritten Reichs« theoriebasiert zu erklären (so bspw. Bach 2012: 26).

Unklar ist aus der Sicht der BefürworterInnen des status quo indes, ob sich das soziologische Erklärungsprogramm auf alle Teile des Themenkomplexes anwenden lässt. Schon Ralf Dahrendorf (1965: 123 f.) musste feststellen, dass die ihm bekannten soziologischen Erklärungen »zwar den politischen Erfolg der NSDAP und die breite Zustimmung zu ihrer Politik in den ersten Jahren der Hitler-Herrschaft, aber nicht die namenlosen Grausamkeiten von Dachau und Buchenwald, Auschwitz und Treblinka betreffen«; für ihn war es zumindest unsicher, ob die Frage »Wie war Auschwitz möglich?« überhaupt innerhalb der Reichweite sozialwissenschaftlicher Erklärungen liegt (Dahrendorf 1975: 400). Die BefürworterInnen des status quo werden von ähnlichen Zweifeln geplagt und ziehen deshalb die Möglichkeit in Betracht, die Erforschung der Ursachen der nationalsozialistischen Gewalt vollständig in die Verantwortung der Psychologie bzw. der Sozialpsychologie zu geben. Diese Option erscheint ihnen plausibel, weil die psychologische Forschung in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl experimenteller Studien – und insbesondere die bahnbrechenden Arbeiten von Stanley Milgram (1974) und Philip Zimbardo (2005) – zu den psychischen Mechanismen der Gewalt hervorgebracht hat.

In der Folge verneinen die für die Beibehaltung des status quo argumentierenden DiskutantInnen eine besondere Zuständigkeit der Soziologie für das Thema »Drittes Reich« und messen der soziologischen NS-For-

schung nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Ihrer Überzeugung nach kann die Soziologie zwar beispielsweise durch die Anwendung des Weberischen Programms des verstehenden Erklärens einen wertvollen Beitrag zur NS-Forschung leisten, doch steht umgekehrt nicht zu erwarten, dass die Soziologie als Wissenschaft durch die Beschäftigung mit einem derart außergewöhnlichen Gegenstand wesentliche Fortschritte macht. Im besten Fall könnten bestimmte Aspekte des Nationalsozialismus als eine Art Testfeld für die Überprüfung von Theorien (des Handelns, der Herrschaft etc.) genutzt werden.

Bemerkenswert ist, dass diese Einschätzung auf einer Reihe strikter Grenzziehungen basiert bzw. mit einer Reihe strikter Grenzziehungen einhergeht. So legen die Befürworter des status quo erstens besonderen Wert auf die Feststellung, dass die »antimoderne« deutsche Gesellschaft der Nazizeit sich in zentralen Aspekten von der deutschen Nachkriegsgesellschaft sowie von anderen westlichen Gesellschaften unterschieden hat. Zweitens heben sie in ähnlich nachdrücklicher Manier die oben erwähnten epistemologischen Differenzen zwischen den Geschichtswissenschaften und der Soziologie hervor. Drittens – und dabei handelt es sich wohl um den wichtigsten Punkt dieser Aufzählung – akzentuieren sie die Diskrepanzen zwischen der deutschen Soziologie im Nationalsozialismus und der deutschen Soziologie vor 1933 bzw. nach 1945.⁴

Die Argumente der GegnerInnen des status quo

Wie unschwer einzusehen ist, besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Gültigkeit der bisher dargelegten Argumente und der Legitimität der eben genannten Grenzziehungen. Deshalb ist es wenig überraschend, dass jene DiskutantInnen, die gegen den status quo der soziologischen NS-Forschung opponieren, die zuletzt vorgestellten – vermeintlich axiomatischen – Annahmen in Zweifel ziehen.

Im Gegensatz zu den BefürworterInnen des status quo betonen sie nicht den innerdisziplinären und gesellschaftlichen Wandel, der nach 1945 stattgefunden hat, sondern die personellen und institutionellen Ver-

⁴ Damit weist die defensive Position eine inhaltliche Nähe zu den Ansichten Lepsius' auf: Dieser bescheinigte der deutschen Soziologie im Nationalsozialismus ein »antisozilogisches Erklärungsprogramm« (Lepsius 1981: 19).

quickungen von NS-Soziologie und deutscher Nachkriegssoziologie, von Nazideutschland und Nachkriegsdeutschland. Darüber hinaus sind sie der Meinung, dass sich die strikte Trennung von theoriebasierter soziologischer und narrativer geschichtswissenschaftlicher NS-Forschung nicht aufrechterhalten lässt, da in den letzten 15 Jahren viele geschichtswissenschaftliche Arbeiten zum Thema »Drittes Reich« vorgelegt wurden, denen just jenes epistemologische Programm zugrunde liegt, das die BefürworterInnen des status quo als den Kern soziologischer Studien ausmachen; beispielsweise werden in den Publikationen von Elissa Mailänder Koslov (2009) und Regina Mühlhäuser (2010) verschiedene Aspekte der nationalsozialistischen Gewalt unter Rekurs auf die Foucaultsche Theorie der Macht und Herrschaft erklärt. Und schließlich sind Nationalsozialismus und Shoah, nach Ansicht der GegnerInnen des status quo, keine Anomalien in einem fortschreitenden Zivilisationsprozess, sondern veritable Manifestationen einer ambivalenten Moderne (Bauman 1992, 1995).

Vor dem Hintergrund dieser Einschätzung sehen die gegen den status quo Opponierenden die langjährige Vernachlässigung des Themas »Drittes Reich« als schweres Versäumnis der Soziologie an. Für sie ist evident, dass die SoziologInnen die Verantwortung für das Thema nicht an die Nachbardisziplinen (Psychologie, Politikwissenschaft, Geschichtswissenschaften) abgeben kann. Vielmehr müsse die soziologische Community bereit sein, sich mit Nationalsozialismus und Shoah zu befassen und sich im Zuge dieser Auseinandersetzung durch den Gegenstand irritieren sowie bei der Theoriebildung inspirieren zu lassen. Zentrale Forderung der GegnerInnen des status quo ist also eine Intensivierung der *soziologischen* NS-Forschung sowie eine Verankerung des Gegenstandes im Zentrum der Disziplin. Im bisherigen Verlauf der Kontroverse wurden insgesamt drei verschiedene Begründungen dieser Forderung formuliert bzw. angedeutet.

Das erste Argument, das sich für eine Priorisierung und Intensivierung der soziologischen NS-Forschung vorbringen lässt, basiert auf dem Hinweis darauf, dass die Jahre zwischen 1933 und 1945 in vielerlei Hinsicht für die deutsche Gesellschaft prägend waren:

»Der rasche Aufstieg der nationalsozialistischen Partei, die gewaltige Binnenmobilisierung der NS-Organisationen, der (zunächst sehr erfolgreich geführte) Krieg, der Holocaust, die Erfahrung massenhafter Gewalt, schließlich die militärische Niederlage, Kapitulation, Flucht und Vertreibung, Besatzungszeit und Wiederaufbau. Keine Biografie, keine Familie und kein Lebensbereich blieb vom Nationalsozialismus und seinen Folgen unberührt. Das Verhältnis zum NS-Regime war und ist nicht nur in zahllosen Familien inzwischen über mehrere Generationen hinweg ein

Diskussionsgegenstand, auch zentrale gesellschaftliche Transformationen wie etwa die 1968er Bewegung hätten ohne die Auseinandersetzung mit der deutschen NS-Vergangenheit so nicht stattgefunden, wichtige gesellschaftspolitische Debatten wären nicht geführt worden.« (Christ 2011: 407)

Wenn Christ im Anschluss an diese Feststellung ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck bringt, dass das »Dritte Reich« trotz seines prägenden Einflusses in der Soziologie nur wenig thematisiert wurde (ebd.: 412), so wirft sie damit implizit die Frage auf, inwiefern die soziologische Deutung aktueller gesellschaftlicher Phänomene in Deutschland (und anderen, ehemals von den Nationalsozialisten beherrschten Staaten) ohne die Bezugnahme auf Nationalsozialismus und Shoah überhaupt möglich ist. Die Intensivierung der NS-Forschung ist also eine Notwendigkeit – so können die GegnerInnen des status quo argumentieren –, und zwar nicht trotz, sondern gerade wegen des Gegenwartsbezugs der Soziologie.

Ein weiteres Argument, das prima facie geeignet scheint, um die zentrale Bedeutung des »Dritten Reichs« für die zeitgenössische Soziologie zu belegen, leitet sich aus dem bereits erwähnten, von Zygmunt Bauman (1992) postulierten systematischen Zusammenhang von Shoah und Moderne ab. Nach Bauman müssen sowohl das politische Programm der Nationalsozialisten als auch die zu seiner Realisierung eingesetzten Mittel als genuin modern begriffen werden. Seiner Überzeugung nach ist der Holocaust »eine der Moderne inhärente Möglichkeit« (Bauman 1992: 19), was letztere zu einer notwendigen – aber nicht: hinreichenden – Bedingung des ersteren macht. Daraus ergeben sich, so meinen die gegen den status quo Opponierenden, schwerwiegende Folgen für die Soziologie, die ja »Moderne« und »Modernisierung« zu ihren zentralen Konzepten zählt. Zum einen sei die Soziologie aufgefordert, die Moderne gewissermaßen von Auschwitz ausgehend zu denken, um nicht einem naiven, einseitigen und übertrieben optimistischen Modernitätsverständnis zu verfallen; die Disziplin müsse sich mit dem »Dritten Reich« befassen, weil die wissenschaftliche Analyse dieses Gegenstandes der Analyse der Moderne vorgeordnet sei. Zum anderen, so erklären sie, sei eine soziologische, generalisierende Ursachenforschung nötig, da sich nur auf diese Weise ermitteln ließe, unter welchen Bedingungen und in welcher Form eine ähnliche Entwicklung heute möglich wäre bzw. welche modernen gesellschaftlichen Figurationen besonders anfällig für derartige katastrophale Entwicklungen sind (ähnlich auch Bauman 1992: 102 f.). Die GegnerInnen des status quo weisen darauf hin, dass sich diese beiden letzten Fragen umso dringlicher stellen, je leistungsfähiger jene Tech-

nologien, Organisationen und administrativen Infrastrukturen werden, die potentiell zur Planung und Durchführung eines Genozids genutzt werden können.

Drittens wird soziologische NS-Forschung als notwendig erachtet, weil es einige zentrale Aspekte des »Dritten Reichs« gibt, bei denen es sich – aus Sicht der GegnerInnen des status quo – wesentlich um *soziale* Phänomene handelt, deren wissenschaftliche Erfassung und Analyse zwingend auf der Basis soziologischer Theorien erfolgen muss.⁵ Nach ihrer Überzeugung fallen neben der nationalsozialistischen Form der Herrschaft und der Genese der nationalsozialistischen Diktatur gerade die durch die Nationalsozialisten verübten Grausamkeiten in den Zuständigkeitsbereich der Soziologie. Im Gegensatz zu den BefürworterInnen des status quo, die die Möglichkeit einer soziologischen Erforschung der nationalsozialistischen Gewalt bezweifeln, klassifizieren die gegen den status quo opponierenden DiskutantInnen den nationalsozialistischen Terror während der 1930er Jahre und vor allem den organisierten millionenfachen Mord als Erscheinungsformen *kollektiver* Gewalt, das heißt als soziale Phänomene, die sich nicht auf eine Summe individueller Gewaltakte reduzieren lassen und die nicht (psychologisch) unter Rekurs auf individuelle Verhaltensdispositionen oder Pathologien erklärt werden können. Folgt man Peter Imbusch, so besteht in diesem Zusammenhang die besondere Herausforderung darin, »die Spezifik kollektiver oder gar institutioneller Gewalt zu erfassen« (Imbusch 2005: 50) und »die Problematik der Übersetzung kollektiver Gewaltintentionen in individuelle Gewaltdispositionen und Handlungsvollzüge« (ebd.) angemessen zu bearbeiten. Aus der Perspektive der GegnerInnen des status quo besteht kein Zweifel daran, dass es sich hierbei um eine Aufgabe für die Soziologie handelt. Sie meinen, dass die Entwicklung soziologischer Theorien der kollektiven Gewalt nicht nur bestimmte Aspekte des »Dritten Reichs« erhellen würde, sondern darüber hinaus auch Rückschlüsse auf die Funktionsweise anderer Gewaltregime zuließe.

Aus den dargelegten Argumenten geht hervor, dass die gegen den status quo Opponierenden dem Themenkomplex »Drittes Reich« eine sehr viel höhere Priorität zumessen. Ihre Fraktion verortet Nationalsozialismus und Shoah im Zentrum des Gegenstandskosmos der Soziologie und verspricht sich von der NS-Forschung wichtige Impulse für die Theoriebildung. Das Alleinstellungsmerkmal entsprechender soziologischer Studien

⁵ Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass die entsprechenden Studien von SoziologInnen durchgeführt werden müssen.

besteht aus ihrer Sicht nicht primär in der Anwendung eines theoriebasierten Analyse- und Erklärungsprogramms, das neue Perspektiven auf einen spezifischen historischen Gegenstand eröffnet. Vielmehr erkennen sie das besondere Charakteristikum der soziologischen NS-Forschung darin, dass sie in der Auseinandersetzung mit einem spezifischen historischen Gegenstand allgemeine Erkenntnisse über grundlegende soziale Zusammenhänge gewinnt.

Der Streit um die historische Dimension der Soziologie

Grundsätzlich scheinen sämtliche Einwände, die im Rahmen der Diskussionsveranstaltung gegen die durch die BefürworterInnen des status quo vorgenommenen Grenzziehungen erhoben wurden, stichhaltig und berechtigt zu sein. Die von den oben genannten AutorInnen herausgestellten Verbindungslinien zwischen der NS-Soziologie und der (deutschen) Nachkriegssoziologie sind zweifellos vorhanden und können nicht einfach ignoriert werden. Desgleichen gibt es angesichts der zahlreichen Kontinuitäten keine Gründe dafür, am Mythos von der »Stunde Null« weiter festzuhalten. Außerdem ist in der Tat eine wachsende Theoriekompetenz der HistorikerInnen sowie eine Annäherung bestimmter Teile der Geschichtswissenschaften an die Soziologie zu verzeichnen; hier sind Überlappungen entstanden, die es unmöglich machen, die beiden Disziplinen scharf voneinander abzugrenzen.⁶

Ferner sind die meisten Argumente, die vonseiten der GegnerInnen des status quo für eine Intensivierung bzw. Priorisierung der soziologischen NS-Forschung vorgebracht werden, stichhaltig.⁷ Wenn es richtig ist, dass bestimmte Aspekte des Dritten Reichs nur als soziale Phänomene gedeutet

6 Einige SoziologInnen vertreten bereits seit Längerem die Auffassung, dass die Soziologie und die Geschichtswissenschaften im Grunde auf derselben Forschungslogik und Methodologie basieren (so bspw. Giddens 1984).

7 Genau genommen ist das erste dargelegte Argument – also: der zweifellos berechtigte Hinweis auf den prägenden Einfluss des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft – nicht hinreichend als Begründung für die Dringlichkeit einer Ausweitung der soziologischen NS-Forschung. Auch wenn die Soziologie bei der Deutung vieler aktueller Phänomene auf wissenschaftliche Erkenntnisse zu Nationalsozialismus und Shoah angewiesen ist, so könnte das entsprechende Referenzmaterial möglicherweise jenen Studien entnommen werden, die die BefürworterInnen des status quo als genuin geschichtswissenschaftlich bezeichnen.

und erklärt werden können, und wenn es weiterhin zutrifft, dass die Soziologie in der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Shoah Erkenntnisse gewinnen kann, deren Reichweite sich über den spezifischen Gegenstand hinaus bis in die Gegenwart erstreckt⁸, dann spricht dies in der Tat stark dafür, dass dem Themenkomplex mehr als nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt. Die Soziologie ist folglich aufgefordert, den Arbeiten aus dem Bereich der NS-Forschung zumindest den gleichen Stellenwert und die gleiche »Einschlägigkeit« wie anderen soziologischen Studien zuzumessen. Darüber hinaus wirft der von Bauman (1992, 1995), Horkheimer und Adorno (1947) sowie Arendt (1951) dargelegte systematische Zusammenhang zwischen Nationalsozialismus und Moderne die Frage auf, ob das »Dritte Reich« nicht auch innerhalb der Menge der genuin soziologischen Forschungsgegenstände eine besondere Dringlichkeit hat.

Trotzdem wäre es verfrüht, an dieser Stelle der gegen den status quo opponierenden Fraktion den Sieg in der Debatte zuzusprechen. Denn es zeigt sich bei genauer Betrachtung, dass die Forderung nach der Beibehaltung des status quo weder durch die *für* eine Intensivierung und Priorisierung der soziologischen NS-Forschung angeführten Argumente noch durch das erfolgreiche Infragestellen der (vermeintlich) axiomatischen Grenzziehungen unhaltbar wird. Die komplette Argumentation der BefürworterInnen des status quo lässt sich nur dann aus den Angeln heben, wenn eine elaborierte Kritik an deren Fundament formuliert wird. Insofern ist es bedauerlich, dass dieses Fundament – das heißt: die Konzeption einer auf die Gegenwart fokussierten Soziologie – in der Bochumer Debatte nur am Rande thematisiert werden konnte. Zwar wurden verschiedentlich antagonistische Haltungen in der Frage der historischen Dimension der Disziplin sichtbar, doch blieb die Diskussion aus naheliegenden Gründen auf das Kernthema »soziologische NS-Forschung« fokussiert.

Deshalb scheint es an dieser Stelle angebracht, Argumente zusammenzutragen, die sich gegen einen verbindlichen Gegenwartsbezug der Soziologie vorbringen lassen, das heißt gegen die Vorstellung, dass sich die Soziologie (i) prioritär mit aktuellen Phänomenen zu befassen habe – wobei dieses Kriterium einen gewissen Spielraum lässt – und (ii) die anvisierten

8 Eine neuere Arbeit, die eben diesen Brückenschlag leistet, ist Maja Suderlands (2009) Studie über die Häftlingsgesellschaft in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Dort thematisiert die Autorin nicht nur die spezifische soziale Praxis der Inhaftierten, sondern auch die Robustheit und Widerstandsfähigkeit der menschlichen Sozialität im Allgemeinen.

Phänomene in einer weitgehend ahistorischen Art und Weise zu deuten seien. Weiterhin besteht die Notwendigkeit, die Gegenposition zu entfalten – also: die Konzeption einer Soziologie mit einer eminenten historischen Dimension. Dadurch erhalten die Argumente der GegnerInnen des status quo eine breitere Basis.

Ein Plädoyer für eine Historische Soziologie⁹

Es bedarf keiner langwierigen Suche, um SoziologInnen zu machen, die Kritik an der Konzeption einer (im doppelten Sinne) gegenwartsbezogenen Soziologie üben und entsprechende Gegenentwürfe formulieren. So kann ein kursorischer, nicht auf Vollständigkeit angelegter Abriss bei Theodor W. Adorno beginnen, der sich bereits in den 1960er Jahren über den »Empirismus« der deutschen und angloamerikanischen Soziologie empörte. Adorno warf dem damaligen Mainstream der empirischen Sozialforschung vor, die Historizität seiner Untersuchungsgegenstände auszublenden. Eine solche Verfahrensweise ist aus Adornos Sicht inakzeptabel, weil dadurch das Wesen sozialer Phänomene, das »in weitem Maß gar nichts anderes ist als die in den Phänomenen aufgespeicherte Geschichte« (Adorno 1993: 244), verfehlt wird und weil mit der Ausblendung des »Gewordenseins« der sozialen Tatsachen auch deren prinzipielle Veränderlichkeit aus dem Blick gerät. Dagegen sieht eine kritische Soziologie ihre erste Aufgabe darin, »Dinge, die sich als daseiend und dadurch als naturgegeben präsentieren, in ihrer Gewordenheit zu begreifen« (ebd.: 245); sie knüpft damit an die Arbeiten Karl Marx', Max Webers und Emile Durkheims an, denen eine ähnliche Konzeption zugrunde liegt.

Knapp fünfzehn Jahre später unterzog auch Norbert Elias (1983) den »Rückzug der Soziologen auf die Gegenwart« einer kritischen Betrachtung. Ähnlich wie Adorno stellt Elias fest, dass in den empirischen Studien der Nachkriegszeit vor allem tagesaktuelle Probleme thematisiert werden und dass die anvisierten Phänomene nicht mehr – wie dies bei Marx und Weber, Mannheim und Durkheim üblich war – unter Rekurs auf profunde

⁹ Unter dieser Bezeichnung fasse ich alle soziologischen Ansätze zusammen, die der Historizität und Zeitlichkeit sozialer Phänomene eine zentrale Bedeutung zusprechen. Theodor Skocpol's »historical sociology«, auf die ich unten eingehe, ist eine, jedoch nicht die einzige Möglichkeit, diesen Grundgedanken umzusetzen.

historische Wissensbestände erschlossen werden. Diesen Trend zum Rückzug auf die Gegenwart macht Elias jedoch nicht nur in der empirischen Forschung aus, sondern auch in der Theoriebildung. Aus seiner Sicht stehen sich in den ersten Jahrzehnten des Kalten Kriegs zwei soziologische Schulen gegenüber, von denen eine als »bürgerlich-individualistisches Argumentiersystem« (Elias 1983: 29) an die Schriften Max Webers anschließt, während die andere marxistisch beziehungsweise neo-marxistisch geprägt ist. Nach Elias weisen die theoretischen Arbeiten beider Gruppen denselben schwerwiegenden Defekt auf: Sie werden von ihren VerfasserInnen so präsentiert, »als handle es sich um universelle Modelle jeder nur möglichen menschlichen Gesellschaft« (ebd.: 30 f.) während sie streng genommen primär als Beiträge in einer weltanschaulichen Auseinandersetzung zu verstehen sind.

Elias bezweifelt generell, dass Theoriegebäude, die ihre eigene Gegenwartsgebundenheit leugnen, als Grundlage der Gesellschaftsforschung taugen. Theoriebildung kann nicht dem Prinzip folgen, »von der eigenen Gesellschaft, wie sie gegenwärtig ist, scheinbar zeitlose gesetzesartige Universalien für menschliche Gesellschaften überhaupt abzuziehen« (ebd.: 31). Stattdessen muss es das Ziel sein, den »diachronischen und dynamischen Charakter menschlicher Gesellschaften« (ebd.) zu erfassen, was zur Folge hat, dass der Begriff des Prozesses eine zentrale Bedeutung erlangt. Benötigt werden »Prozestheorien [...], die den Wandel der Gesellschaften, statt von ihm zu abstrahieren, vielmehr in die theoretische Synthese mit einbeziehen« (ebd.). Laut Elias eröffnen erst derartige Theorien eine Alternative zur nomologischen Erklärung partikularer sozialer Phänomene.

Der bislang erfolgreichste Entwurf einer Soziologie mit eminenter geschichtlicher Dimension, der zumindest teilweise den Forderungen Adornos und Elias' entspricht, stammt aus den USA und dem Vereinigten Königreich. Dort entwickelte sich bereits im Verlauf der 1950er und 1960er Jahre eine neue Schule der Soziologie, die in den beiden darauffolgenden Jahrzehnten unter der Bezeichnung »historical sociology« ihre Blütezeit erlebte. Zu den zahlreichen Veröffentlichungen aus dieser soziologischen Strömung zählen unter anderem die bekannten Arbeiten Theda Skocpols (1979), Charles Tillys (1990) und Michael Manns (1986). Sie alle sind in expliziter Opposition zur statistischen empirischen Sozialforschung und zur strukturfunktionalistischen Schule der Theoriebildung entstanden (vgl. hierzu beispielsweise Skocpol 1987: 19f.). *Thematisch* eint sie die Fokussierung auf historische makroskopische Transformationsprozesse, zu denen beispiels-

weise die Industrialisierung, die »großen Revolutionen« oder die Entstehung moderner Staaten zählen; *methodische* Gemeinsamkeit ist die Beschränkung der Untersuchung auf wenige Fälle, die miteinander verglichen werden (Adams et al. 2005: 3ff.).

Besonders interessant ist das Projekt »historical sociology«, weil es den daran Beteiligten gelungen ist, eine Variante der historisierenden Deutung zu entwickeln, die die Identifizierung allgemeiner, über den Einzelfall hinausreichender Regelmäßigkeiten erlaubt. Darüber hinaus muss es als großes Verdienst dieser Bewegung angesehen werden, dass sie maßgeblich dazu beigetragen hat, dass sich in der angloamerikanischen Soziologie (wieder) ein Bewusstsein für die Historizität bzw. die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene entwickeln und in der Theoriebildung sowie der empirischen Forschung niederschlagen konnte. Vor allem in den USA hat sich auf diese Weise eine Tradition etabliert, die von vielen zeitgenössischen und nachfolgenden SoziologInnen aufgenommen und weiterentwickelt worden ist. Beispielsweise finden sich in den Schriften des Chicagoer Soziologen Andrew Abbott (1983, 2001) ausgereifte Überlegungen zur Methodologie und zu den theoretischen Grundlagen einer Soziologie sozialer Prozesse; mehr noch als die Publikationen Skocpols oder Tillys scheinen Abbotts Veröffentlichungen geeignet, einen Dialog zwischen den Geschichtswissenschaften und der Soziologie anzuregen, der über die bloße wechselseitige Kenntnisnahme hinausgeht.

Vor diesem Hintergrund ist es mehr als bedauerlich, dass in der deutschsprachigen Soziologie bislang keine vergleichbare Entwicklung zu verzeichnen gewesen ist.¹⁰ Dabei wäre es angesichts der hier angeführten Argumente nur konsequent, den Gegenwartsbezug der Soziologie zur Diskussion zu stellen. Dass eine Historische Soziologie in den Vereinigten Staaten und im Vereinigten Königreich dauerhaft hat Fuß fassen können, während sie in Deutschland (nach 1945) eine Randerscheinung geblieben ist, hatte sicherlich nicht nur mit disziplinären Konjunkturzyklen, sondern wohl auch mit internen Widerständen gegen eine Aufarbeitung der eigenen Geschichte zu tun.

10 Selbst die Mitglieder der Frankfurter Schule blieben in ihren Forschungsprojekten zu meist hinter den von Adorno und Elias formulierten Ansprüchen zurück.

Fazit: Der Ort des Nationalsozialismus in einer Historischen Soziologie

Die soziologischen Entwürfe von Abbott und Skocpol, Adorno und Elias basieren auf ähnlichen Prinzipien. Sie konvergieren in der Idee, dass es die Aufgabe der Soziologie ist, Bestehendes als Gewordenes bzw. als Werdenendes zu deuten, was insbesondere impliziert, dass Entstehungsprozesse und soziale Dynamiken sichtbar gemacht werden müssen.

Folgt man diesem Leitgedanken, so stellt sich das »Dritte Reich« als dynamische soziale Figuration dar, deren Genese und Entfaltung es zu erfassen gilt. Dabei bestehen die beiden Hauptaufgaben darin, erstens die verschiedenen Protagonisten dieses Entstehungs- und Entwicklungsprozesses zu ermitteln – das heißt: die beteiligten staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen sowie die involvierten gesellschaftlichen Gruppen und tonangebenden Individuen – und zweitens deren wechselnde Beziehungen, Handlungs- und Interaktionsmuster auf der Basis soziologischer Theorien darzustellen. Auf diese Weise wird jene Dynamik freigelegt, die dem »Dritten Reich« zu eigen war und deren Kulminationspunkt die Shoah bildet. Es ergibt sich ein prozesshaftes, multipolares Bild des »Dritten Reichs«, das sich der populären Vorstellung von einer starren, zentralistischen »Führerdiktatur« entgegenhalten lässt. Vor allem aber ermöglicht ein Prozessmodell des »Dritten Reichs« allgemeine Aussagen darüber, welche sozialen Dynamiken es sind, die eine demokratisch verfasste Gesellschaft in ein Gewaltregime transformieren und die von einer überwiegend zivilen Koexistenz zur Exklusion, Enteignung, Deportation und Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen führen.

Indessen ist das »Dritte Reich« für eine Historische Soziologie nicht nur ein bedeutender Untersuchungsgegenstand, sondern auch ein wichtiger Bezugspunkt bei der Deutung und Erklärung aktueller gesellschaftlicher Phänomene. Gerade dann, wenn die *deutsche* Gesellschaft, der *deutsche* Staat, *deutsche* Organisationen usw. thematisiert werden, macht eine historisierende Perspektive eine Bezugnahme auf den Nationalsozialismus oder die Shoah oft unumgänglich. Wer beispielsweise nach Erklärungen für die äußerst kritikwürdige Vorgehensweise der deutschen Sicherheitsbehörden im Zusammenhang mit der Aufklärung bzw. Nichtaufklärung der so genannten NSU-Morde sucht, der muss sich – so will es das Grundprinzip einer historischen Soziologie – mit den Entstehungs- und Entwicklungsprozessen dieser staatlichen Organe befassen. Im Einzelnen müsste eine

entsprechende Studie unter anderem Auskunft darüber geben, welche Organisationsstrukturen in den fraglichen Behörden ab den 1950er Jahren durch ehemalige Funktionäre des NS-Staates etabliert wurden und inwiefern die eklatanten Defizite bei der Bekämpfung des Rechtsextremismus auf entsprechende *strukturelle* Kontinuitäten zurückzuführen sind.¹¹

Auch die Soziologie selbst kann aus einer solchen historisch-kritischen Perspektive betrachtet werden. Das Gegenwärtige als Gewordenes zu deuten, bedeutet nicht nur, die gegenwärtige deutsche Gesellschaft vor dem Hintergrund ihrer Geschichte zu analysieren; es bedeutet auch, die vorhandenen soziologischen Theorien, Methoden, Konzepte und Forschungsschwerpunkte als Produkte erratischer Entwicklungsprozesse zu begreifen. Erst wenn es gelingt, diese Prozesse nachzuzeichnen und den Entstehungskontext der verschiedenen Elemente des soziologischen Instrumentariums offenzulegen, erlangt die Soziologie ein Bewusstsein von der Reichweite und den impliziten politischen Gehalten ihrer Beobachtungen und Erklärungen sowie von den »blinden Flecken« ihres Gesichtsfeldes.¹² Bei einer solchen Rekonstruktion müssen selbstverständlich auch die Jahre zwischen 1933 und 1945 berücksichtigt werden. Denn sie haben in der deutschen Soziologie tiefe Spuren hinterlassen – unabhängig davon, ob man »Reichssoziologie« und »Volkstumsforschung« nun als Kapitel der Disziplin ansieht oder nicht.

Diese kurze Zusammenschau möglicher Forschungsrichtungen zeigt, dass der Themenkomplex »Drittes Reich« von der Peripherie des Gesichtsfeldes in den Zuständigkeitsbereich der Disziplin rückt, sobald man die Konzeption einer (doppelt) gegenwartsbezogenen Soziologie zugunsten der Konzeption einer historischen Soziologie aufgibt. Nationalsozialismus und Shoah sind dann einerseits genuin soziologische Forschungsgegenstände, andererseits wichtige Referenzpunkte bei der Deutung zahlreicher aktueller sozialer Phänomene sowie bei der Selbstreflexion der Disziplin. Es steht zu erwarten, dass ein solcher Perspektivwechsel bei jenen Sozio-

11 Dadurch würden auch die bereits vorhandenen Erkenntnisse zu den personellen Kontinuitäten in den Sicherheitsbehörden ergänzt (siehe hierzu beispielsweise Schenk 2001).

12 Einen ersten Schritt in dieser Richtung hat der Historiker Paul Nolte getan, indem er eine sozialgeschichtliche Studie zentraler soziologischer Konzepte des 20. Jahrhunderts vorgelegt hat. Ausgangs- und Angelpunkt seiner Untersuchung ist die Feststellung, dass die Soziologie »ihre Bilder der Gesellschaft [...] nicht so sehr in einem wissenschaftsimmanenten Denk- und Fortschrittsprozess, sondern als Antwort auf sozialen Wandel und auf die an sie herangetragenen Ansprüche und Erwartungen in der Gesellschaft selbst« entwickelt (Nolte 2000: 16).

logInnen, die an der bisherigen Ausrichtung der NS-Forschung festhalten, auf Ablehnung stoßen wird. Hingegen wird er den GegnerInnen des status quo wohl umso attraktiver erscheinen, je klarer sich abzeichnet, dass die Forderung nach einer Intensivierung und Priorisierung der entsprechenden Forschungsbemühungen wenig Gehör finden wird, solange die weitgehend ahistorische Perspektive der (deutschen) Soziologie unhinterfragt und alternativlos bleibt.

Aus meiner Sicht besteht jedenfalls kein Zweifel daran, dass die Forderung nach der Aufhebung der Randständigkeit der soziologischen NS-Forschung aufs engste verknüpft ist mit einer fundamentalen Kritik der Geschichtslosigkeit des soziologischen Mainstreams. Die Auseinandersetzung um den adäquaten Umgang mit dem spezifischen Gegenstand »Drittes Reich« kann nur geführt werden, wenn zugleich auch die allgemeine Frage nach der historischen Dimension der Soziologie neu verhandelt wird. Deshalb ist der weitere Fortgang der Debatte auch für diejenigen SoziologInnen von großer Bedeutung, die sich nicht für die Themen Nationalsozialismus und Shoah zuständig fühlen.

Literatur

- Abbott, A. 1983: Sequences of Social Events. *Historical Methods*, 16. Jg., Heft 4, 129–147.
- Abbott, A. 2001: *Time Matters*. Chicago: University of Chicago Press.
- Adams, J., Elisabeth, S. C., Orloff, A. S. 2005: Introduction: Social History, Modernity, and the Three Waves of Historical Sociology. In J. Adams, E. S. Clemens, A. S. Orloff (Hg.), *Remaking Modernity. Politics, History, and Sociology*. Durham, London: Duke University Press, 1–72.
- Adorno, T. W., Frenkel-Brunswick, E., Levinson, D. J., Sanford, R. N. 1950: *The authoritarian personality*. New York: Harper.
- Adorno, T. W. 1993: *Einleitung in die Soziologie (1968)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Aly, G. 2005: *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Arendt, H. 1951: *The Origins of Totalitarianism*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Bach, M. 1990: *Die charismatischen Führerdiktaturen. Drittes Reich und italienischer Faschismus im Vergleich ihrer Herrschaftsstrukturen*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

- Bach, M., Breuer, S. 2010: Faschismus als Bewegung und Regime. Italien und Deutschland im Vergleich. Wiesbaden: VS.
- Bach, M. 2012: »Drittes Reich« und Soziologie. Was kann die Soziologie zum Verständnis der nationalsozialistischen Führerdiktatur beitragen? *Soziologie*, 41. Jg., Heft 1, 19–27.
- Baum, R. C. 1981: *The Holocaust and the German elite. Genocide and national suicide in Germany, 1871–1945*. Totowa: Rowman & Littlefield.
- Bauman, Z. 1992: *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg.
- Bauman, Z. 1995: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Becker, K. M. 2010: *Die Rezeption des Holocaust in der deutschen Soziologie. Reflexionen zu einem Kapitel deutscher Soziologiegeschichte nach 1945*. Mannheim: Universität Mannheim/Fakultät für Sozialwissenschaften. [Unveröffentlichte Diplomarbeit]
- Bodemann, Y. M. 1997: *Gedächtnisnegativ. Genealogie und Strategien deutscher Erinnerungen an Auschwitz*. In T. von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 357–379.
- Browning, C. 1992: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*. New York: HarperCollins.
- Christ, M. 2011: *Die Soziologie und das »Dritte Reich«*. Weshalb Holocaust und Nationalsozialismus in der Soziologie ein Schattendasein führen. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 4, 407–431.
- Dahrendorf, R. 1965: *Soziologie und Nationalsozialismus*. In A. Flitner (Hg.), *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*, Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag, 108–124.
- Dahrendorf, R. 1975 [1971]: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Elias, N. 1983: *Über den Rückzug der Soziologen auf die Gegenwart*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 35. Jg. Heft 1, 29–40.
- Frei, N. 2001: *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Giddens, A. 1984: *The Constitution of Society*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Hilberg, R. 1961: *The destruction of the European Jews*. London: Allen.
- Horkheimer, M., Adorno, T. W. 1947: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Amsterdam: Querido-Verlag.
- Imbusch, P. 2005: *Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS.
- Kershaw, I. 1985: *The Nazi Dictatorship. Problems and Perspectives of Interpretation*. London, Baltimore: Arnold.
- Klingemann, C. 1996: *Soziologie im Dritten Reich*. Baden-Baden: Nomos.

- Klingemann, C. 2009: Soziologie und Politik. Sozialwissenschaftliches Expertenwissen im Dritten Reich und in der frühen westdeutschen Nachkriegszeit. Wiesbaden: VS.
- Lepsius, M. R. 1966: Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer.
- Lepsius, M. R. 1981: Die Soziologie der Zwischenkriegszeit. Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien. In M. R. Lepsius (Hg.), *Soziologie in Deutschland und Österreich, 1918–1945*, Sonderheft 23 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 7–23.
- Mailänder Koslov, E. 2009: Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek [1942–1944]. Hamburg: Hamburger Edition.
- Mann, M. 1986: *The Sources of Social Power*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Mayntz, R. 1970: Role Distance, Role Identification, and Amoral Role Behavior. *Archives Européennes Sociologiques*, Jg. 11, 368–378.
- Milgram, S. 1974: Obedience to authority. An experimental view. London: Tavistock.
- Mühlhäuser, R. 2010: Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion, 1941–1945. Hamburg: Hamburger Edition.
- Neurath, P. M. 2004: Die Gesellschaft des Terrors. Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nolte, P. 2000: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert. München: C. H. Beck.
- Parsons, T. 1993: Talcott Parsons on national socialism. New York: Aldine de Gruyter.
- Pollock, F. 1955: Gruppenexperiment. Ein Studienbericht. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Rammstedt, O. 1998: Formierung und Reformierung der Soziologie im Nachkriegsdeutschland. In K. Acham, W. K. Nörr, B. Schefold (Hg.), *Erkenntnisgewinne, Erkenntnisverluste, Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften in den 20er und 50er Jahren*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 251–289.
- Rosenthal, G. (Hg.) 1990: »Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.« Zur Gegenwärtigkeit des »Dritten Reiches« in Biographien. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenthal, G. (Hg.) 1997: *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rothberg, M. 2009: *Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*. Stanford: Stanford University Press.

- Schenk, D. 2001: Auf dem rechten Auge blind. Die braunen Wurzeln des BKA. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Skocpol, T. 1979: States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Skocpol, T. 1987: Social History and Historical Sociology. Contrasts and Complementaries. *Social Science History*, 11. Jg., Heft 1, 17–30.
- Sofsky, W. 1993: Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. Frankfurt am Main: Fischer.
- Suderland, M. 2009: Ein Extremfall des Sozialen. Die Häftlingsgesellschaft in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Tilly, C. 1990: Coercion, Capital, and European States. AD 990 – 1990. Cambridge: Blackwell.
- van Dyk, S., Schauer, A. (Hg.) 2010: »[...]daß die offizielle Soziologie versagt hat.« Zur Soziologie des Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS. Essen: Deutsche Gesellschaft für Soziologie.
- Zimbardo, P. G. 2005: Das Stanford-Gefängnis-Experiment. Eine Simulationsstudie über die Sozialpsychologie der Haft. Goch: Santiago-Verlag.

Soziologie und Kritik

Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft

Georg Vobruba

Einleitung

Zum Selbstverständnis der Soziologie gehört, dass sie eine kritische Wissenschaft ist. Dieses Selbstverständnis im allgemeinsten Sinn teilen die Kritische Theorie, die Vertreter der »zweiten Moderne«, diverse aus der Tradition der Phänomenologie entstandene Theorierichtungen, etwa die sozialwissenschaftliche Hermeneutik oder die historisch-genetische Theorie, schließlich der kritische Rationalismus samt seinen Erben. Man sieht sofort, dass dieser Gleichklang kaum einen Konsens über den Stellenwert von Kritik in der Soziologie indizieren kann. Die Frage ist also: In welchem Verhältnis steht die Soziologie zu Kritik der Gesellschaft?

Ich werde erst Voraussetzungen klären, ohne die sich diese Frage nicht sinnvoll diskutieren lässt. Zunächst erörtere ich kurz den Wandel der Bedeutung von Kritik im Übergang vom traditionellen zum modernen Weltverständnis. Daraus ergibt sich eine Referenzfolie für die kritische Diskussion kursierender Ansätze, die Kritik als eine Aufgabe der Soziologie sehen. Anschließend will ich zeigen, dass im modernen Wissenschaftsverständnis die soziologische Befassung mit Kritik nur darin bestehen kann, die Kritik der Leute an ihren sozialen Verhältnissen ins Zentrum des soziologischen Forschungsinteresses zu stellen. Damit komme ich zu meinem Kernanliegen. Ich argumentiere für die These, dass die Soziologie kritische Wirksamkeit gerade dann nicht erzielt, wenn sie als »kritische Soziologie« angelegt ist und sich unmittelbar auf Praxis außerhalb des Wissenschafts-

betriebes richtet. Die Soziologie kann ihr Potential, kritisch zu wirken, nur entfalten, wenn sie sich auf ihr Kerngeschäft konzentriert, auf die handlungsentlastete Beobachtung von sozialen Phänomenen und die professionelle Interpretation von Zusammenhängen in der Gesellschaft.

Soziologie als Wissenschaft muss dem Verständnis der Moderne entsprechend zwei Grundanforderungen genügen. Zum einen muss sie in der Lage sein, Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen sozialen Phänomenen in der Gesellschaft zu beobachten und so zu interpretieren, dass ihre Ergebnisse nach eindeutigen Regeln interpersonell nachvollziehbar sind. Und zum anderen muss die Soziologie berücksichtigen, dass in ihrem Gegenstand Beobachtungen und Interpretationen immer schon stattfinden. Es geht deshalb darum, die soziologische Gesellschaftstheorie so anzulegen, dass sie die in der Gesellschaft stattfindenden Beobachtungen von Gesellschaft empirisch aufnehmen kann; sie muss nach deren Ursachen und Wirkungen fragen, und sie muss eigene Interpretationen für Zusammenhänge (Kausalitäten, Funktionszusammenhänge) in ihrem Objektbereich anbieten. Diesen Anforderungen kann die Soziologie nur genügen, wenn sie als Beobachtung zweiter Ordnung betrieben wird (Vobruba 2009). Das bedeutet: Die Soziologie beobachtet und interpretiert handlungsentlastet, wie die Leute unter praktischen Handlungsanforderungen beobachten, interpretieren und handeln.

Mit diesem Zugang zum Thema lässt sich, wenn ich recht sehe, seit langem zum ersten Mal wieder in der Soziologie eine Kontroverse klar konturieren. Gibt es die Möglichkeit einer kritischen Soziologie? Kann Soziologie als Wissenschaft Gesellschaftskritik praktizieren? Oder besteht die spezifische Kompetenz der Soziologie darin, Kritik, die in der Gesellschaft an der Gesellschaft geübt wird, als Untersuchungsgegenstand zu nehmen? Mit anderen Worten. Ist die Soziologie darauf festgelegt, zu beobachten und zu interpretieren, wie die Gesellschaft in der Praxis kritisch beobachtet, interpretiert und wie dem entsprechend gehandelt wird?

Zur Entwicklung von Kritik

»Die Critic heißt insgemein eine Kunst, die alten Autores zu verstehen (oder verständlich zu machen), was sie geschrieben, von dem, was man ihnen untergeschoben, oder verfälscht hat, zu unterscheiden, und das verdorbene auszubessern oder zu ersetzen.«

Dies ist das historisch erste Auftreten des Begriffs Kritik in einem deutschsprachigen Text im Jahr 1718. Das Zitat ist von Immanuel Kant überliefert (Röttgers 1982: 660).

Das Wort Kritik geht auf das griechische Verbum *krino* (unterscheiden) und das dazu gehörende Adjektiv *kritikos* zurück. Es bezeichnete erst eine Eigenschaft, die in Gerichtsverfahren und in der Politik gefordert ist: Unterscheidungsfähigkeit und Urteilskraft in strittigen Angelegenheiten. Das Substantiv *kritikos* kam später. Es bezeichnete jene, die sich mit rhetorisch-philologischen Kunstübungen befassten, bezog sich also auf den Umgang mit Texten. An diese Bedeutung knüpfte die philosophische Diskussion im 15. und 16. Jahrhundert an. Seitdem hat der Begriff Kritik eine atemberaubende Karriere erlebt.

Die Entwicklung von Kritik lässt sich als zwei miteinander verbundene Prozesse beschreiben, der zunehmenden Ausdehnung der Domäne und der Verbreiterung der Trägerschaft von Kritik.

Die Ausdehnung der Domäne von Kritik

Die Domäne von Kritik war anfangs eng begrenzt. Als Kritik wurde zum einen die Rekonstruktion eines alten überlieferten Textes bezeichnet, um seinen wahren Inhalt zu erschließen, zum anderen das Verfahren, in dem ein Kunstwerk an dem ihm impliziten Ideal gemessen und so die in ihm verborgene Wahrheit freigelegt wurde. Hinter diesen beiden Verfahren wird das Wirken der absolutistischen Logik des vormodernen Weltverständnisses (Dux 2000) sichtbar. Die Welt wird als Hervorbringung aus einem absoluten Bezugspunkt verstanden, in dem alles, was ist, also Sein und Sollen, konvergiert. Wahrheit wird darum durch Rückgriff auf den absoluten Bezugspunkt erschlossen. Und da der Ursprung die Wahrheit birgt, haben die alten Texte oder Textversionen Vorzug vor den neueren.

Die Erweiterung der Domäne von Kritik setzte im 16. Jahrhundert ein und ging von der Beurteilung und Wiederherstellung der Authentizität von Texten zu Aufklärung im Allgemeinen (Koselleck 1973: 98). Aber hinter der Erweiterung und Ausdifferenzierung des Sinns von Kritik hielt sich die absolutistische Logik des Weltverstehens durch. Noch für Schlegel nähert sich Kritik ihrem eigenen Ideal dann, wenn es ihr gelingt, »am besprochenen Werk dessen eigenes Ideal, das ihm zum Teil selbst verborgen bleiben

muß, rein hervortreten zu lassen« (Röttgers 1982: 666). Immanuel Kant vollendete die Generalisierung der Domäne von Kritik.

»Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der *Kritik*, der sich alles unterwerfen muß. *Religion*, durch ihre *Heiligkeit*, und *Gesetzgebung*, durch ihre *Majestät*, wollen sich gemeinlich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.« (Kant 1956: A XI, XII; Hervorhebungen im Original)

Kritik erfasst nun potentiell alles, also auch sich selbst. Damit wird Kritik reflexiv. Man kann nun nicht nur Phänomene aller Art unter dem Aspekt ihrer Wahrheit kritisieren, sondern auch nach der wahren Kritik fragen.

Die konsequente Folgerung aus der Verallgemeinerung der Domäne von Kritik ist der Gedanke, dass Kritik nicht nur eine philosophische Angelegenheit ist, sondern alle betrifft und darum Praxis nach sich zieht. Kant formuliert diesen Gedanken so: Den Beherrscher, »der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat«, lässt Kant sagen: »räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht!« (Kant 1964: A 494). In vorsichtiger Negationsform – Foucault (1992: 17) nennt es »kontrapunktisch« – wird hier ein Verständnis von Kritik eingeführt, das über das traditionale hinaus geht; das Verständnis nämlich, dass die Leute Träger von Kritik werden, dass sich Kritik auf außerphilosophische Belange bezieht und dass sie sich nicht selbst genug ist, sondern Realisierung in einer von ihr unterscheidbaren Praxis verlangt. Solange die aufklärerische Kritik mit Absolutheitsanspruch auftritt, steht sie in fundamentalem Widerspruch zu einer politischen Praxis, die sich selbst im Absoluten legitimiert sieht. Dies ist noch eine Zeit lang das Vermittlungsproblem zwischen Theorie und Praxis. Denn die Kritik im Namen der Vernunft beansprucht Anerkennung als »oberste Urteilsinstanz« (Koselleck 1973: 95); dies allerdings nicht, wie Koselleck meint, um ihren Standpunkt hinter der »Maske der Allgemeinheit« (ebd.: 97) zu verstecken, sondern weil sich vernunftgeleitete Kritik noch nicht anders als von einem absoluten Bezugspunkt aus denken und formulieren ließ. Tatsächlich war Kritik lange durch das Geheimnis frühbürgerlicher Geheimbünde von der übermächtigen und praktisch bedrohlichen Herrschaft abgeschirmt. (Koselleck 1973: 49ff.)

Dies aber ließ sich nur eine Zeit lang durchhalten, dann wird Kritik in politische Praxis hineingezogen. Damit wird eine fundamentale Reorientierung der Theorie angestoßen. Es wird die Unterscheidung von Theorie

und Praxis als theorierelevantes Überbrückungsproblem entdeckt (Habermas 1971: 80ff.). Nun wird erkennbar und zum Problem, dass im traditionellen Denkmodell der Kritik nur Theoretiker als Akteure von Kritik vorkommen. Damit entsteht das neue Problem der Realisierung von Kritik, also das Problem der Verbindung von Kritik und der von ihr unterschiedenen Praxis. Kritik gerät damit in ein Spannungsfeld von Idee und Handeln, und das Kernproblem von Kritik wird ihre Vermittlung. Kritik selbst als »Tat der Umwälzung« zu sehen, ist nun keine Lösung mehr. Zur Zeit Nietzsches war die Unterscheidung von Theorie und Praxis schon so etabliert, dass er für diesen Ausweg nur noch Spott aufbringen konnte (Röttgers 1982: 670).

Die Ausweitung der Trägerschaft von Kritik

Sie schließt an die Entwicklung der Domäne von Kritik an. Denn die Erweiterung der Domäne von Kritik und das daraus resultierende Auseinandertreten von kritischer Theorie und Praxis zieht die Ausweitung der Trägerschaft von Kritik nach sich.

Die Aufgabe der Wiederherstellung von Authentizität kam philologisch arbeitenden Philosophen zu. Ihre Methode bestand in der Rekonstruktion der Ursprünglichkeit eines Textes, denn diese verbürgte den Zugang zu der ihm immanenten Wahrheit. Später, mit zunehmender Verallgemeinerung der Domäne von Kritik, erweiterte sich der philosophische Aufgabenbereich, doch blieb Kritik exklusiv Akteuren der Theorie vorbehalten. Dieser bis ins 18. Jahrhundert nicht reflektierbaren Selbstverständlichkeit entsprach die Selbstverständlichkeit der Einheit von Theorie und Praxis der kritischen Theorie: Die Kritik, mit der die Wahrheit erschlossen wurde, war Praxis.

Ein erstes Anzeichen der Auflösung des philosophischen Kritikmonopols kann man im Auftreten des Verbum *kritikeln* als alltagspraktischen Ausdruck von Unzufriedenheit sehen. Ein weiteres Anzeichen besteht darin, dass im ausgehenden 18. Jahrhundert die deutsche Kritik mit der französischen Revolte in Verbindung gebracht wurde (Röttgers 1982: 662) – Kritik also nicht mehr einzig als Absetzbewegung von einem als verfälscht angesehenen Text, sondern auch von einem unzulänglichen gesellschaftlichen Zustand verstanden wurde. Im Übergang vom philosophischen zum politischen Gebrauch bemächtigten sich dann Personen der Praxis von Kritik,

die Kurt Röttgers, der Autor des exzellenten Artikels »Kritik«, in bezeichnender Weise »Intellektuelle« nennt (Röttgers 1982: 668), ein Begriff der als zeitgenössische Selbstbezeichnung damals, um 1830, noch nicht verfügbar war (Bering 2010: 31ff.). Bezeichnend ist dies deshalb, weil das Kennzeichen Intellektueller ihre prekäre Stellung zwischen traditionalem Wahrheitsanspruch und gesellschaftlichem Selbstgestaltungsanspruch in der Moderne ist (Vobruba 2009: 29ff.). Die Auflösung des philosophischen Kritikmonopols zeigt also den Übergang von Kritik in die Moderne an.

Der Ausbruch aus dem innerphilosophischen Denkmodell von Kritik wurde von Feuerbach vorbereitet und erfolgte durch Karl Marx. Feuerbach wendet sich, da keine anderen Adressaten verfügbar waren, zwar immer noch an die Philosophen, aber er führt die Leute als Träger von Kritik ein.

»Der Philosoph muß das im Menschen, was *nicht* philosophiert, was vielmehr *gegen* die Philosophie ist, das also, was bei Hegel nur zur *Anmerkung* herabgesetzt ist, in den *Text* der Philosophie aufnehmen. Nur so wird die Philosophie zu einer *universalen, gegensatzlosen, unwiderleglichen, unwiderstehlichen Macht.*« (Feuerbach 1975: 234; Hervorhebungen im Original)

Auch hier sieht man, wie die moderne Idee von der traditionellen Logik eingeholt wird. Die Leute werden als Träger von Kritik eingeführt, um den absoluten Anspruch der philosophischen Kritik aufrecht zu erhalten.

Marx hat die Wendung von philosophischer Immanenz zur Fokussierung der Theorie auf die »wirklichen Menschen« explizit vollzogen. Allerdings bleibt auch bei ihm noch ein Rest an vormodernem Denken. In seinem Verständnis von Kritik denken die Leute über den gesellschaftlichen status quo hinaus, und sie handeln im Sinne der Veränderung der sozialen Verhältnisse. Aber durch ihr Handeln realisiert sich ein theoretisch einsehbarer Geschichtszweck, der dem Handeln vorausgesetzt ist. Darum bietet die Theorie zumindest in der weiten historischen Dimension keinen Raum für den Eigensinn individuellen Handelns.

»Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*. Es handelt sich darum, *was es ist* und was es diesem *Sein* gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird.« (Marx 1972: 38; Hervorhebungen im Original)

So bindet auch Marx sein Verständnis der Praxis von Kritik noch an eine von der Theorie vorausgesetzte Wahrheit.¹³

13 Zum Marxschen Geschichts- und Kritikverständnis Holz 1993 und jüngst prägnant Gröbl-Steinbach Schuster 2012: 231.

Die Unterscheidung von Theorie und Praxis ist die entscheidende Voraussetzung für den Aufstieg der Bedeutung der Leute als Träger von Kritik. Er vollendet jene Entwicklung, in der sich die Trägerschaft von Kritik ausweitete. Es muss also unterschieden werden: Wissenschaftliche Kritik als soziale Praxis innerhalb des Theorie- oder Wissenschaftsbetriebs; und wissenschaftliche Kritik, die den Ehrgeiz hat, über ihr Feld hinaus zu wirken. Damit wird zugleich deutlich, dass wissenschaftliche Gesellschaftskritik eine besondere Art von Kritik ist. Sie ist nicht nur an andere Wissenschaft adressiert, sondern richtet sich auf außerscientifische Praxis (Gröbl-Steinbach Schuster 2012: 228). Sobald wissenschaftliche Gesellschaftskritik nicht mehr als sich selbst genügende philosophische Praxis durchführbar ist, stellt sich noch ein weiteres Problem. Diese Gesellschaftskritik muss in eine Theorie eingebunden sein, die angeben kann, welches Praxispotential sie hat (allgemein dazu Schmid 2012: 20). Die Theorie muss Hypothesen darüber enthalten, welche Akteure im Sinne der Kritik relevant sind, und wie diese Akteure handeln.

Wertfreiheit

Die Soziologie kann Kritik in dem Maße als ihr Thema übernehmen, in dem die Leute als Gestalter ihre sozialen Verhältnisse ins Spiel kommen. Dabei muss sich die Soziologie auf Beobachtungen zweiter Ordnung einstellen. Sie hat es mit die Welt beobachtenden, interpretierenden und in ihr handelnden Leuten zu tun. Indem die Soziologie diese beobachtet, beobachtet sie auch, dass diese Leute durchaus auch Soll-Fragen und Lösungen/Lösungsvorstellungen für diese Sollfragen haben, und sie beobachtet, dass in der Praxis gewisse Anforderungen an die Artikulation von Kritik gestellt werden (Celikates 2009: 160ff.). Nachdem die Theorie die Kompetenz für die Lösung von Soll-Problemen verloren hat, kommt die Soziologie also via Beobachtung zweiter Ordnung sogleich wieder mit Soll-Problemen in Kontakt. Allerdings behandelt sie die Sollfragen und Antworten, die sie in der Praxis beobachtet, als Untersuchungsthemen. Dagegen nimmt sie für sich selbst nicht mehr in Anspruch, verbindliche Antworten auf Soll-Fragen geben zu können. Nach dem Ende der Verbindlichkeit des traditional-absolutistischen Weltbildes widmet sich die moderne Sozialwissenschaft Soll-Fragen nicht mehr, um sie zu beantworten, son-

dern um die Fragen und die Antworten aus sozialen Bedingungen zu erklären. Denn »im säkularen Verständnis der Welt steht alles unter angebbaren Bedingungen.« (Dux, Globisch 2012: 418) Das gilt auch für Gesellschaftskritik.

Spätestens mit Nietzsche entstand Raum für ein Wissenschaftsverständnis, das die strikte nachtraditionale Trennung von Sein und Sollen aufnahm und wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeiten auf das Sein konzentrierte. Dies manifestierte sich im Postulat der »Wertfreiheit«. Max Weber vertrat das Postulat der Wertfreiheit einerseits selbst als normatives Postulat, andererseits war ihm schlicht die Trivialität der Werturteile seiner (vor allem älteren) Kollegen zuwider. In »Wissenschaft als Beruf« stellt er einerseits das Postulat auf, man möge sich im Hörsaal wertender politischer Stellungnahmen enthalten. »Dem Propheten wie dem Demagogen ist gesagt: ›Gehe hinaus auf die Gassen und rede öffentlich.‹ Das heißt da, wo Kritik möglich ist.« (Weber 1994: 15) Andererseits argumentiert er damit, dass es dem modernen Denken unmöglich geworden ist, Werturteile allgemeinverbindlich zu begründen. Es liegt dies an der unaufhebbaren Pluralität von Wertvorstellungen, die er so fasst: »Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen wieder ihren ewigen Kampf.« (Ebd.: 17) Darum ist es unser Schicksal, »in einer gottfremden, prophetenlosen Zeit zu leben.« (Ebd.: 21) Übrigens waren es die unterschiedlichen Auffassungen über die Wissenschaftlichkeit von Werturteilen, welche um die Jahrhundertwende die älteren von den jüngeren Sozialwissenschaftlern trennten, Ökonomen von Soziologen unterschieden und schließlich dazu führten, dass neben dem Verein für Socialpolitik die Deutsche Gesellschaft für Soziologie gegründet wurde.

Man sieht gleichwohl, dass auch noch Weber mit den Restbeständen der traditionellen Logik kämpft. Dass Weber Wertfreiheit als Norm einführt, hat einen einfachen Grund. Er hatte noch nicht die Möglichkeit, die wissenssoziologischen Grundlagen der Sozialwissenschaften zu reflektieren. Dies hat die Diskussion des Werturteilsproblems beinahe bis heute blockiert. Entweder es wurden Wertorientierungen als immer schon mit Wissenschaft unvereinbar aufgefasst (Albert 1972: 198). Oder es wurde Wertfreiheit als Norm aufgefasst und somit das normative Postulat, sich normativer Stellungnahmen zu enthalten, als performativer Widerspruch entlarvt (dazu von Ferber 1972: 168; Albert 1972: 186). Beides sind zeitgebundene Irrtümer. Für das traditional-vormoderne Verständnis von Theo-

rie war das Erschließen von Werten samt ihrer Geltung von zentraler Bedeutung und selbstverständlich. Erst im modernen Wissenschaftsverständnis wurde es unmöglich, Werte wissenschaftlich zu begründen. Wertfreiheit ist darum selbst kein normatives Postulat, sondern die Konsequenz der Unmöglichkeit, mit wissenschaftlichem Anspruch Werte zu begründen. Nach dem Ende der absolutistischen Logik des traditionellen Weltbildes gilt im Wortsinn: Es bleibt nichts anderes übrig, als die Wertungen von wissenschaftlich Tätigen in die Wertungen der Leute einzureihen.

Mit Blick auf Konsequenzen für die Praxis ergibt sich daraus eine unhintergehbare Pluralität von Kritik, die von allen geübt werden kann. Und das wiederum verschiebt die Relation von (nun soziologischer) Theorie und Kritik. Kritik wird als Empirie in der Gesellschaft für die Soziologie beobachtbar. Ebenso wie Wertfreiheit handelt es sich beim Übergang von Kritischer Theorie zu einer »pragmatischen Soziologie der Kritik«, anders als Luc Boltanski (2010: 45ff.) annimmt, nicht um eine forschungsstrategische Entscheidung, die man so oder auch anders treffen kann, sondern um die zwingende Konsequenz des Strukturwandels des Denkens von der absolutistischen Logik zur Moderne.

Daraus ergeben sich meine beiden nächsten Argumentationsschritte. Zuerst geht es um die Untersuchung diverser Ansätze einer wissenschaftlichen Kritik (in) der Gesellschaft. Und dann geht es um die Frage nach der Möglichkeit kritischer Wirkungen von Soziologie in der Gesellschaft.

Kritische Theorie

Alle Versionen posttraditionaler Kritik stellen sich in irgendeiner Form dem Problem, dass die theoretische Verankerung von Kritik in einem absolut gesetzten Bezugspunkt nicht mehr möglich ist, und dem daraus resultierenden Postulat, die Kritik der Leute in die Theorie einzubauen. Da aber »falsches« Bewusstsein für praktisch möglich und für wissenschaftlich identifizierbar gehalten wird, bleibt doch noch Raum für die Rolle des wissenschaftlich-philosophischen Autors als kritischem Akteur. Das ist die Position der Kritischen Theorie. Bei Max Horkheimer (1937) und strukturähnlich bei Jürgen Habermas (1997; dazu Vobruba 2009: 65ff.) schlägt sich das Wissen um das Ende des traditionellen Weltbildes und um die Konsequenzen für philosophische Gesellschaftskritik so nieder: Mangels eines philo-

sophisch voraussetzbaren Maßstabs für Kritik muss die Kritische Theorie gesellschaftsimmanent, bei praktischer Erfahrung, aber doch nicht empirisch, ansetzen.

»Und doch besteht im Hinblick auf die Rolle der Erfahrung ein Unterschied zwischen der traditionellen und der kritischen Theorie. Die Gesichtspunkte, welche diese als Ziele menschlicher Aktivität der historischen Analyse entnimmt, vor allem die Idee einer vernünftigen, der Allgemeinheit entsprechenden gesellschaftlichen Organisation, sind der menschlichen Arbeit immanent, ohne den Individuen oder dem öffentlichen Geist in richtiger Form gegenwärtig zu sein.« (Horkheimer 1937: 267)

Darum bleibt dem kritischen Theoretiker eine aktive Rolle.

»Ist es die Aufgabe des kritischen Theoretikers, die Spannung zwischen seiner Einsicht und der unterdrückten Menschheit, für die er denkt, zu überwinden, so wird in jenem soziologischen Begriff das Schweben über den Klassen zum Wesensmerkmal der Intelligenz, zu einer Art Vorzug, auf den sie stolz ist.« (Horkheimer 1937: 274)

Der Theoretiker weiß um die Manipulierbarkeit des Bewusstseins der Leute und muss sich daher – in ihrem Interesse – von deren Maßstäben bei der Beurteilung und Kritik der sozialen Verhältnisse absetzen. So kommt es, dass die Kritische Theorie vorübergehend eine Akteursrolle in der Gesellschaftskritik übernimmt. Das war die Hoffnung im Jahr 1937, die beim Verfassen der Dialektik der Aufklärung, ein paar Jahre später, zerstört war. Horkheimer und Adorno (1986) sahen die kritische theoretische Idee als mit dem Bewusstsein und Handeln der Leute nicht mehr vermittelbar. Die Kritische Theorie war darauf angelegt gewesen, an die Leute anzuschließen, doch die Unempfänglichkeit der sozialen Verhältnisse für Kritik trieb die Theorie in die Isolation und setzte die Theoretiker wieder als alleinige Akteure der Kritik ein. Die Differenz zwischen Theorie und Praxis wird damit zurückgenommen und theoretische Kritik per se zur Praxis (Steinert 2007: 222). Genau darum hat Adorno, orientiert an Arnold Schönberg, die Isolation des Theoretikers auch als Befreiung gesehen (Steinert 1989). Sie bietet die Freiheit zu autonomen kritischen Setzungen. Es ist die tragisch-ironische Wiederkehr der vormodernen Kritikkonstellation.

Auch Michel Foucault (1992) wird bei seiner Suche nach einer Kritikposition von dem intuitiven Wissen geleitet, dass sich ein wissenschaftlich ausweisbarer normativer Maßstab für Kritik unter posttraditionalen Bedingungen nicht finden lässt. Er rückt darum von Kritik als einem Theorieunternehmen weit ab und versteht sie – samt seiner eigenen Beteiligung daran – als Praxisform. Kritik ist »die Kunst, nicht dermaßen regiert zu

werden.« (Foucault 1992: 12) Sobald Foucault aber auf Praxis außerhalb der Wissenschaft zu sprechen kommt, macht er doch Anleihen bei der absolutistischen Logik. Kritik könne »der Regierung und dem von ihr verlangten Gehorsam universale und unverjährbare Rechte entgegensetzen [...]« (ebd.: 13). Vergebens sucht man nach irgendeinem Hinweis, wo diese Rechte denn herkommen. Man sieht: Foucault nimmt genau jene absolutistisch-vormoderne Logik als Grundlage von Kritik, deren Verwendung zwecks Legitimation der herrschenden Verhältnisse (ebd.: 35f.) er zurückweist. Soweit Foucault dagegen Kritik im Kontext von wissenschaftlichen Diskursen erörtert, bewegt er sich weit sicherer im Rahmen modernen Denkens. Mit Blick auf den philosophischen Diskurs insistiert er auf der »Kritik der anmaßenden Vernunft« (ebd.: 21); eben: Kritik der Anmaßung, der Kritik der Leute einen wissenschaftlich verbindlichen normativen Maßstab vorsetzen zu können.

Neue Versuche zur Gesellschaftskritik

Zahlreiche neuere Wortmeldungen fallen hinter den Reflexionsstand von Horkheimer und Foucault zurück. In der neueren Literatur überwiegt zwar die Einsicht, dass das reine Postulieren von normativen Standards als Widerlager von Gesellschaftskritik so ohne weiteres nicht mehr möglich ist, doch fehlt jede systematische Überlegung, woran dies liegen könnte. Folglich findet man einerseits »kritische«, normative Setzungen, andererseits aber doch Versuche, auch die kritischen Positionen der Leute in irgendeiner Weise aufzunehmen, um mit der eigenen Kritik nicht allein zu bleiben.

In dem Sammelband »Was ist Kritik?« (Jaeggi, Wesche 2009) werden erhebliche philosophische Anstrengungen unternommen, einerseits einen Soll-Wert philosophisch aufzubauen, den gesellschaftlichen Ist-Zustand daran kritisch zu messen und die Kritik der Leute dennoch mit einzubauen. Dabei wird der Diagnose des Ist-Zustandes wenig, der Begründung der Soll-Werte dagegen viel Aufmerksamkeit gewidmet. Diesem Schwerpunkt der Argumentation entsprechend lauten die zentralen Fragen: Wie wird das Soll der Gesellschaftskritik festgestellt? Wer stellt dieses Soll fest?

Die Frage nach der Feststellung des Soll-Wertes der Gesellschaftskritik ist die Frage nach dessen Begründung. Dazu werden kritische Soll-Werte entwickelt und es werden Bemühungen angestellt, ihnen allgemeine Gel-

tungsgrundlagen zu verschaffen. Als solche Soll-Werte fungieren Vorstellungen »eines guten Lebens« (Rosa 2009a: 29; dazu Lessenich 2009a: 234) ein »Recht auf Rechtfertigung« (Forst 2009: 151, 157) oder ein die Empirie transzendierendes Prinzip »Anerkennung« (Honneth 2007; dazu Gröbl-Steinbach Schuster 2012: 238ff.). Entscheidend dabei ist, dass es sich in keinem Fall um einen empirischen Maßstab handelt, den die Leute an die sozialen Verhältnisse anlegen, sondern um vorausgesetzte Bezugspunkte, derer die Konstruktion theoretischer Kritik zwingend bedarf. Bezüglich des Verhältnisses dieser Art von Gesellschaftskritik zu kritischen Vorstellungen der Leute bleiben all diese Ansätze vage. Zwar wird fallweise betont, dass die Konstruktionen von kritischen Soll-Werten bei den Vorstellungen der Leute ihren Ausgang nehmen, dann allerdings über sie hinausgehen. Ob aber die philosophisch gefassten Soll-Werte den Weg (zurück) zur Praxis der Leute finden, ist unklar. Es besteht kein Sensorium dafür, dass sich Gesellschaftskritik als Theorie praktisch bewähren muss und dass sich dies empirisch überprüfen lässt.

Dem verwandt ist Kritik, die Gesellschaft an »den Anforderungen der Moderne an ein sinnvoll geführtes Leben« misst (Dux 2008: 21; dazu Vobruba 2009: 88) und daraus schließt: »Die gesellschaftlichen Ordnungsformen müssen konstruktiv so geschaffen werden, dass auf ihrer Grundlage eine selbstbestimmte Lebensführung möglich wird.« (Dux 2012: 39) Dieses Apriori unterscheidet sich von philosophischen Setzungen nur, wenn der mit ihm verbundene Anspruch reduziert wird. Es »führt keine normative Verpflichtungsdimension mit sich.« (Dux 2008: 330) Damit allerdings stellt es nicht selbst ein Kriterium für Gesellschaftskritik dar, sondern verweist allenfalls auf ein spezifisch prekäres Zusammentreffen von modernem Selbstbestimmungsbewusstsein einerseits und kapitalistisch-ökonomischen Zwängen andererseits, in dessen Folge praktische Gesellschaftskritik zu erwarten ist. Dann bleibt aber immer noch die Frage, ob Gesellschaftskritik tatsächlich stattfindet und an welchen Soll-Vorstellungen sie sich konkret orientiert.

Zumindest die Versionen von kritischer Philosophie halten es offensichtlich für möglich, an Gesellschaftskritik als Praxis teilzunehmen, und zugleich den Anspruch moderner Wissenschaftlichkeit aufrecht zu erhalten, also kritische Theorie zu betreiben. Allerdings bleibt das Problem, wie Kritik zwischen Idee und Handeln vermittelt, wie also die vom Theoretiker ausgewiesene Position in Praxis übergeht, in all diesen Beiträgen verdeckt. Meist implizit, manchmal auch explizit (z. B. Dörre, Lessenich, Rosa 2009:

16) wird mit Ermutigungseffekten der Praxis durch elaborierte theoretische Argumentationen gerechnet. Wie aber kritische Texte in der Praxis wirken, ist eine empirische Frage. Um ihr nachzugehen, müssten die Leute als Rezipienten der Texte in die Kritikkonstruktion eingebaut und empirisch berücksichtigt werden. Derartige Untersuchungen sind mir nicht bekannt. Immerhin wird als ein Vorteil festgehalten, an in der Praxis »bestehende normative Erwartungen anknüpfen zu können.« (Jaeggi 2009: 285) Aber den kritischen Standards der Leute wird nicht allzu weit getraut. Die Kritik geht darum »nicht allein von faktischen, sondern von gerechtfertigten Normen aus.« (Jaeggi 2009: 286) Ähnlich ist die Position, dass der Philosoph zu sehen beansprucht, dass sich die Leute auf normative Standards »bereits festgelegt haben, ob sie es wissen oder nicht.« (Bittner 2009: 141) Diese Art von Besserwisseri geht fallweise also sehr weit (dazu grundsätzlich Foucault 2010; Luhmann 1991).

Näher an die Beobachtung und empirische Aufnahme der Kritik der Leute führen die unterschiedlichen Argumentationen, die in der Praxis schon gegebene kritische Maßstäbe aufgreifen (dazu auch Boltanski 2010: 30f.). Die entscheidende Differenz dieser Kritikversion im Vergleich zu allen bisher genannten ist ihr Perspektivenwechsel von Teilnahme an zur Beobachtung von Kritik. Kritische Maßstäbe werden hier nicht entworfen, sondern dem Untersuchungsgegenstand als empirische Daten entnommen. Das jedenfalls ist der Anspruch. Im Prinzip geht es hier immer darum, die Kritik der Gesellschaft an ihren »eigenen Maßstäben« (Jaeggi 2009: 270) zu orientieren. Dies kann tatsächlich der Ansatzpunkt einer empirischen Befassung mit Kritik sein. Wenn man die Frage aber empirisch verfolgt, muss man handlungstheoretisch fragen: Wessen und welche Maßstäbe sind das? Welche Versprechen sind tatsächlich gemeint? Und wer schreibt diese Versprechen wem zu und bei wem werden sie praktisch eingeklagt? In aller Regel aber wird so nicht gefragt. Vielmehr werden hinter den »eigenen Maßstäben«, den »Versprechen« der Gesellschaft normative Positionen von textproduzierenden Gesellschaftsinterpreten – und im Zweifel die eigenen – versteckt. In dieselbe Sackgasse fährt der Versuch, sich des kritischen Maßstabs durch Rückgriff auf Texte von soziologischen Klassikern zu versichern. Programmatisch auf Empirie eingestellt ist zum Beispiel der Ausgangspunkt von Hartmut Rosa (2009a: 92), in der Durchführung seiner Argumentation fällt auch er in den einfachen philosophischen Kritikmodus zurück. Die weitere Debatte dreht sich dann nicht darum, welche Versprechen und Erwartungen tatsächlich gegeben und gesellschaftlich wirksam

eingeklagt werden. Sondern welche Versprechen es »in Wahrheit« gibt und dass sie »eigentlich« eingeklagt werden müssten. Schon die Rede, dass »die Gesellschaft« etwas verspricht, zeigt das Empiriedefizit. Im Effekt setzt sich der Textproduzent an die Stelle derer, die folgenreich Erwartungen an die Gesellschaft adressieren könnten.

Dieser Ansatz einer sich immanent verstehenden Gesellschaftskritik weist in Richtung Empirie, seine Durchführung erreicht die Empirie aber nicht. Denn die Maßstäbe werden nicht aus empirisch vorfindbaren, beobachtbaren Gesellschaftsverständnissen rekonstruiert, sondern aus Texten, die ohne weitere Begründung als gesellschaftliche Selbstdarstellungen genommen werden. Die Wende der Kritik zur Empirie misslingt, da sie nicht auf einem empirischen Gesellschaftsverständnis, sondern auf literarischen Konstrukten beruht, in welche sich dieser Ansatz selbst einreicht. Philologie statt Empirie.

Soziologie der Gesellschaftskritik

Die schiere Existenz meiner knappen Skizze macht deutlich, dass man Kritik nicht nur praktizieren, sondern auch soziologisch beobachten kann. Gesellschaftskritik lässt sich als ein soziales Phänomen verstehen, das aus spezifischen Formen der Beobachtung und der Interpretation von Gesellschaft besteht, an die potentiell Handeln relevanter Akteure anschließt. Dieses Phänomen kann seinerseits soziologisch beobachtet und zum Gegenstand soziologischer Analysen gemacht werden kann. Es geht mir also darum soziologisch zu beobachten, wie Gesellschaft in der Gesellschaft kritisch beobachtet wird. Die soziologische Befassung mit Gesellschaftskritik folgt also dem Programm der soziologischen Gesellschaftstheorie: Es handelt sich um Beobachtungen zweiter Ordnung.

Es hat erhebliche Vorteile, wenn sich die Soziologie in Distanz zu Gesellschaftskritik bringt und sie beobachtet. Dann kann man die tatsächlich stattfindende Kritik in der Gesellschaft als sozialen Sachverhalt nehmen und erst einmal klassische sozialwissenschaftliche Fragen an ihn richten. 1. Wo kommt die Kritik her? Was sind die Ursachen und Entstehungszusammenhänge von Kritik? 2. Wo führt Kritik hin? Was sind die Wirkungen, die intendierten und nicht intendierten Effekte, von Kritik? Etwas technischer

gesprochen: Man kann die gesellschaftsinterne Gesellschaftskritik (Vobruba 2001) als abhängige und als unabhängige Variable untersuchen.

Ich werde nun das soziale Phänomen Kritik anhand dieser beiden Fragen diskutieren. Dabei wird sich zeigen, dass sich dieser Zugang zu Kritik keineswegs gegen praktische kritische Intentionen richtet. Im Gegenteil. Ergebnis meiner Überlegung ist, dass Kritik, die mit wissenschaftlichem Anspruch auftritt und auf normative Standards rekurriert, ihre praktische Intention systematisch verfehlt; dass sich die kritischen Intentionen vielmehr nur auf der Grundlage einer soziologischen Gesellschaftstheorie realisieren lassen, die Gesellschaftskritik nicht betreibt, sondern beobachtet und analysiert (ähnlich Boltanski 2010: 46).

Die Frage nach den Konstitutionsbedingungen von Kritik an der Gesellschaft verweist auf die Frage nach den Maßstäben von Kritik und damit auf zwei Anschlussfragen. A) Welchen Akteuren lassen sich Maßstäbe von Kritik zurechnen? B) Wie sehen diese Maßstäbe aus?

A) Der Entstehungszusammenhang von Kritik ist in zwei Schritten zu untersuchen. Im ersten Schritt geht es um die Untersuchung der Bedingungen der Entstehung und Entwicklung von kritischem Wissen. Einerseits kann man im Sinne einer solchen Wissenssoziologie von Kritik (Bröckling 2012) die Entwicklung philosophischer Kritik, der Kritischen Theorie und beider Ausläufer bis in die Gegenwart zum Untersuchungsgegenstand machen. Andererseits kann man die Entwicklung der Kritik der Leute untersuchen, indem man ihre Entstehungsbedingungen und ihre innere Logik analysiert. Dabei geht es um die Frage, woher spezifisch kritische Diagnosen sozialer Sachverhalte kommen, und um die Frage, unter welchen Bedingungen sich welche Maßstäbe für die kritische Beurteilung dieser Sachverhalte entwickeln. Einschlägig diesbezüglich ist etwa die empirische Gerechtigkeitsforschung (Liebig, Lengfeld, Mau 2004) und Untersuchungen zur Soziologie moralischer Empörung (Böhnisch, Cremer-Schäfer 2004; Bareis, Cremer-Schäfer 2013; auch Rosa 2009b: 271).

Im zweiten Schritt kann man nach den Bedingungen für das Praktizieren von Kritik – also nach den Bedingungen für soziales Handeln, das kritischen Einsichten folgt – fragen. Diese Art der Frage ist bisher vernachlässigt worden. Warum? Es handelt sich bei dieser Schwerpunktsetzung wohl um das unbewältigte Erbe der begründungstheoretischen philosophischen Kritik: Das Thema Kritik wird zwar einer soziologischen Fragestellung zugänglich gemacht, indem Kritik als soziales Phänomen beobachtet wird. Aber die soziologische Untersuchung konzentriert sich dann auf die

in der Praxis auftretenden Begründungen von Kritik. Das ist die dominante Strategie von Boltanski.

»Zurück zu den Sachen selbst. Im Fall der Kritik bedeutet Zurück zu den Sachen selbst nun aber: an erster Stelle Situationen beobachten, beschreiben und interpretieren, in denen sich Personen ans Kritisieren machen, das heißt Dispute bzw. Auseinandersetzungen.« (Boltanski 2010: 46)

Daraus ergibt sich eine ethnomethodologisch ansetzende Wissenssoziologie der Kritik (Celikates 2009: 104ff.) »Die Soziologie hat dann ihr Ziel erreicht, wenn sie ein zufriedenstellendes Bild der sozialen Kompetenzen der Akteure erstellt.« (Boltanski 2010: 48) Ich halte dies für wichtig, allerdings nur für die erste Hälfte einer Soziologie der Gesellschaftskritik. Und die Beschränkung der Soziologie der Kritik darauf setzt sich tatsächlich dem Vorwurf aus, sie gebe die kritische Intention preis (Bröckling 2012). Denn die exklusive Konzentration auf eine Wissenssoziologie der Kritik verfehlt jeglichen Bezug zum Handeln, verfehlt also das Theorieproblem der Vermittlung von Theorie und Praxis schon im Ansatz. Der einzige Ausweg besteht dann, ganz im Sinne des Praxismodells philosophischer Kritik, in der Hoffnung auf Ermutigungseffekte des kritischen Alltagsdenkens durch seine soziologische Erfassung (oder sollte man doch »Veredelung« sagen?).

B) Die zweite, und wie ich meine, entscheidende Frage einer Soziologie der Gesellschaftskritik gilt den sich institutionell eröffneten Situationen, die das Auftreten von Kritik und ihren Konsequenzen praktisch möglich und somit empirisch wahrscheinlich machen. Dies ist zugleich der Analyseschritt, indem sich eine kritische Intention der Soziologie der Gesellschaftskritik realisieren lässt. Diese Perspektive eines soziologischen Institutionalismus, so selbstverständlich sie für die Untersuchung anderer sozialer Phänomene ist, wird in der Diskussion von Kritik fast völlig übersehen. Die Kernfragen hier lauten: Unter welchen institutionellen Bedingungen wird praktische Kritik an/in der Gesellschaft wahrscheinlich? Und welche Ursachen führen dazu, dass sich solche institutionellen Bedingungen entwickeln? Beide Fragen sind gleich wichtig und sollten in einem Untersuchungs-Design verfolgt werden. Denn wenn man nur nach den institutionellen Bedingungen für das Auftreten von Kritik, nicht aber nach den Ursachen dieser Bedingungen fragt, halbiert man die Untersuchungsfrage in ungueter Weise. Günstige Bedingungen für das Auftreten von Kritik können nämlich entweder in der Absicht hergestellt werden, Kritik zu ermöglichen; oder sie können nicht-intendiertes Ergebnis prinzipiell beliebiger

Entwicklungen sein. Nur von der ersteren Variante auszugehen ist problematisch, weil damit implizit unterstellt werden muss, dass institutionelle Entwicklungen in der Gesellschaft von einem Willen zur Ermöglichung von Kritik geleitet sind. Denn in diesem Fall wird ja nichts anderes getan, als die kritische Absicht in die Herstellung institutioneller Voraussetzungen von Kritik zu verlagern. Das kann ein empirisch möglicher Fall sein, aber er scheint mir weder sehr realistisch, noch verlangt er nach elaborierter soziologischer Analyse. Denn hier wird über einen kurzen institutionellen Umweg vom Auftreten von Kritik auf eine kritische Intention zurück geschlossen. Interessanter ist es, nach Manifestationen von Gesellschaftskritik als nicht intendierte Effekte institutioneller Entwicklungen zu fragen. Genau hier sehe ich das kritische Potential einer modernen Soziologie der Kritik.

Bedingungen für Kritik

»In welchen sozialen Verhältnissen entsteht die Kritik sozialer Verhältnisse?« (Holz 1990: 139) Das ist die Kernfrage. Wie muss eine soziologische Theorie konstruiert sein, aus der sich als Fragestellung einer Soziologie der Kritik ergibt, in welcher Weise in der Gesellschaft Kritikmöglichkeiten als nicht intendierte Effekte institutioneller Entwicklungen entstehen? Die Gesellschaftskritik der Leute setzt ein gewisses Maß an situativer Entlastung voraus (Vobruba 2009: 121ff.). Erste und wichtigste Bedingung ist: keine existentielle Not. »Im Falle akuter Dringlichkeiten und der Notwendigkeit unmittelbarer Handlung [...] hat das kritische Denken keinen Raum. Dann sind die Aussichten für Gesellschaftskritik mager. Sie ist ein äußerst kostspieliges Luxusgut.« (Geuss 2009: 189) Materielle Existenzsicherheit, sei es durch stabile Beschäftigung, sei es durch Sozialtransfers, schafft Autonomiegewinne, die im Sinne von Kritik genützt werden können. Dass ist zwar immer wieder bemerkt (Heimann 1980), aber nie zum dominanten Motiv einer kritischen Soziologie geworden. Warum? Weil sich damit immer nur die Möglichkeit, nie aber die Gewissheit von Kritik belegen lässt. Mehr aber ist prinzipiell nicht zu haben. Das liegt am Eigensinn der Leute und wird von Diskursen verdeckt, die diesen Eigensinn übergehen, indem sie Kritik der Gesellschaft direkt – normativ – ansteuern. Sie signalisieren Gewissheit des Auftretens von Kritik, aber es ist eine falsche Gewissheit. Denn die normativ verankerte Theorie der Kritik

geht über den Eigensinn der Leute hinweg. Sie bietet die Gewissheit von Kritik an, aber sie bietet keinerlei Gewähr, dass diese Kritik je über die Texte hinaus kommt.

Will man institutionelle Möglichkeit für Kritik soziologisch nachweisen, muss man fragen, ob und in welcher Weise politisch-institutionelle Entwicklungen darauf hinauslaufen, dass gesellschaftliche Unbestimmtheitslücken entstehen (Offe, Hinrichs 1984: 54ff.; Vobruba 2009: 121ff.; Fehmel 2013). Solche Unbestimmtheitslücken lassen sich als institutionelle Kontexte verstehen, in denen die Akteure im Sinne der damit beabsichtigten Regulierung handeln können, aber nicht handeln müssen. Es geht also um institutionelle Handlungskontexte, in denen aus Akteursperspektive die Möglichkeit besteht, »nein zu sagen« (Offe 2005: 136), beziehungsweise mit der Drohung ernst zu machen »Wir können auch anders.« Im Sinne der Soziologie der Gesellschaftskritik, die praktische Möglichkeiten für die Kritik der Leute explizit machen will, geht es also in erster Linie um die Frage, ob und wie die Funktionserfordernisse der modernen kapitalistischen Ökonomie zu Politiken führen, welche – als nicht intendierten Effekt – gesellschaftliche Unbestimmtheitslücken erzeugen.

Und die Folgen von Kritik? Ich sehe zwei Auffassungen, wie Kritik der Leute in der Gesellschaft wirksam wird. Zum einen kann die Kritik als Voraussetzung dafür verstanden werden, dass zunehmend die Gesellschaft als Ganze in den kritischen Blick gerät und dann umfassendere politische Aktionen anleitet. Dieses Denkmodell, in dem die Alltagskritik gleichsam als ein Lernschritt hin zu umfassender Kritik eingeordnet wird, nimmt unverkennbar Maß bei diversen überlieferten Semantiken theoretischer Kriktexte. Mit dieser Version ist zugleich auch meist eine eher optimistische Sicht der Wirkungen von kritischen Texten auf kritische Praxis verbunden. Zum anderen kann man die soziologische Beobachtung auf die wechselseitigen Wirkungen von Unzufriedenheit, Kritik und Widerstand einerseits, politisch-institutionellen Pazifizierungs-, Regulierungs- und Disziplinierungsversuchen der Leute andererseits einstellen. Empirisch lässt sich das immer nur konkret und in Details untersuchen. Als praktizierte Gesellschaftskritik kann man zum Beispiel das Anspruchsverhalten der Leute untersuchen, das sich in allen Versionen moderner Gesellschaft in zunehmender öffentlicher und privater Verschuldung manifestiert (Streeck 2011); und ebenso die sich aus den Funktionszusammenhängen der gemeinsamen europäischen Währung ergebenden Chancen, transnationale Umverteilung zu erzwingen (Vobruba 2012: 113ff).

Mit der Auflösung der absolutistischen Logik des traditionellen Weltbildes ist eine unaufhebbare Pluralität von kritischen Soll-Werten entstanden, so dass gar nichts anderes übrig bleibt, als »dem Eigensinn der Menschen und ihrer alltäglichen sozialen Praxis zu vertrauen.« (Lessenich 2009b: 176) Wenn man die soziologische Aufmerksamkeit entsprechend orientiert, findet man durchaus Gesellschaftskritik in der Gesellschaft. Hier geht die Soziologie der Kritik in das Programm der soziologischen Gesellschaftstheorie über. Denn in den Wechselwirkungen von gesellschaftskritischen Einstellungen und Interpretationen, sich institutionell eröffnenden Handlungsspielräumen, Interessenkonflikten und neuen Institutionalisierungen prozessiert sich die »Gesellschaft der Leute«.

Literatur

- Albert, H. 1972: Wertfreiheit als methodisches Prinzip. Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft. In E. Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 181–210.
- Bareis, H., Cremer-Schäfer, H. 2013: Empirische Alltagsforschung als Kritik. Grundlagen der Forschungsperspektive der »Wohlfahrtsproduktion von unten«. In G. Graßhoff (Hg.), *Adressaten, Nutzer, Agency. Neuer sozialpädagogischer Diskurs*. Wiesbaden: Springer VS, 139–159.
- Bering, D. 2010: *Die Epoche der Intellektuellen. 1898–2001. Geburt, Begriff, Grabmal*. Berlin: Berlin University Press.
- Bittner, R. 2009: Kritik, und wie es besser wäre. In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), *Was ist Kritik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 134–149.
- Böhnisch, T., Cremer-Schäfer, H. 2004: Soziale Ausschließung und die nicht gänzlich gelingende Enteignung moralischer Empörung über Ungerechtigkeit. In M. Althoff, P. Becker, G. Löschper, J. Stehr (Hg.), *Zwischen Anomie und Inszenierung. Interpretationen der Entwicklung der Kriminalität und der sozialen Kontrolle*. Baden-Baden: Nomos, 167–186.
- Boltanski, L. 2010: *Soziologie und Sozialkritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Bröckling, U. 2012: »[...]der Kopf der Leidenschaft«. *Soziologie und Kritik*. Antrittsvorlesung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg am 20. Juni 2012. Unveröff. Ms.
- Celikates, R. 2009: *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*. Frankfurt am Main: Campus.
- Dörre, K., Lessenich, S., Rosa, H. 2009: *Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dux, G. 2000: *Historisch genetische Theorie der Kultur*. Weilerswist: Velbrück.

- Dux, G. 2008: Warum denn Gerechtigkeit. Die Logik des Kapitals. Die Politik im Widerstreit mit der Ökonomie. Weilerswist: Velbrück.
- Dux, G. 2012: Gerechtigkeit: Die Wahrheit der Demokratie. In G. Bohmann, H.-J. Niedenzu (Hg.), Markt – Inklusion – Gerechtigkeit. Sonderheft 11 der ÖZS. Wiesbaden: Springer VS, 23–45.
- Dux, G., Globisch, C. 2012: Soziologie der Kritik. Soziologische Revue, 36. Jg., Heft 4, 417–428.
- Fehmel, T. 2013: Sicherungsbewahrung. Die Zukunft der Sozialpolitik in Europa. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Feuerbach, L. 1975 (1843): Vorläufige Thesen zur Reformation der Philosophie. In ders., Werke in sechs Bänden 3. Kritiken und Abhandlungen II. Hrsgg. von E. Thies. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 223–243.
- Forst, R. 2009: Der Grund der Kritik. In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 150–164.
- Foucault, M. 1992: Was ist Kritik? Berlin: Merve.
- Foucault, M. 2010 (1976): Die politische Funktion des Intellektuellen. In ders., Kritik des Regierens. Schriften zur Politik. Hrsgg. von U. Bröckling. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 301–307.
- Geuss, R. 2009: Bürgerliche Philosophie und der Begriff der »Kritik«. In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 165–190.
- Gröbl-Steinbach Schuster, E. 2012: Der Standpunkt der Gesellschaftskritik. In J. A. Schüle, G. Mozetič (Hg.), Handlung. Neue Versuche zu einem klassischen Thema. Wiesbaden: Springer VS, 223–245.
- Habermas, J. 1971: Die klassische Lehre von der Politik in ihrem Verhältnis zur Sozialphilosophie. In ders., Theorie und Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 48–88.
- Habermas, J. 1997: Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heimann, E. 1980 (1929): Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Holz, K. 1990. Kritik nach der »Moderne«. In ders. (Hg.), Soziologie zwischen Moderne und Postmoderne. Gießen: Focus, 135–156.
- Holz, K. 1993: Historisierung der Gesellschaftstheorie. Pfaffenweiler: Centaurus
- Honneth, A. 2007: Pathologien der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Horkheimer, M. 1937: Traditionelle und kritische Theorie. Zeitschrift für Sozialforschung. VI. Jg., 245–294.
- Horkheimer, M., Adorno, Th. W. 1986 (1943): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jaeggi, R. 2009. Was ist Ideologiekritik? In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 266–295.
- Jaeggi, R., Wesche, T. (Hg.) 2009: Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kant, I. 1956 (1781): Kritik der reinen Vernunft 1. Werke in zwölf Bänden III. Hrsgg. von W. Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Kant, I. 1964 (1783): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In ders., Werke in zwölf Bänden XI. Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I. Hrsgg. von W. Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, A 481–A 494.
- Koselleck, R. 1973 (1959): Kritik und Krise. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lessenich, S. 2009a: Künstler- oder Sozialkritik? Zur Problematisierung einer falschen Alternative. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 224–242.
- Lessenich, S. 2009b: Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 126–177.
- Liebig, S., Lengfeld, H., Mau, S. (Hg.) 2004: Verteilungsprobleme und Gerechtigkeit in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Campus.
- Luhmann, N. 1991. Am Ende der kritischen Soziologie. Zeitschrift für Soziologie. Jg. 20, Heft 2. 147–152.
- Marx, K. 1972 (1845): Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. In ders., MEW 2. Berlin: Dietz, 3–223.
- Offe, C. 2005: Nachwort: Armut, Arbeitsmarkt und Autonomie. In Y. Vanderborght, P. van Parijs, Ein Grundeinkommen für alle? Geschichte und Zukunft eines radikalen Vorschlags. Frankfurt am Main, New York: Campus, 131–150.
- Offe, C., Hinrichs, K. 1984: Sozialökonomie des Arbeitsmarktes: primäres und sekundäres Machtgefälle. In C. Offe, »Arbeitsgesellschaft«. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt am Main, New York: Campus, 44–86.
- Röttgers, K. 1982: Kritik. In O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3. Stuttgart: Klett-Cotta. 651–675.
- Rosa, H. 2009a: Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 87–125.
- Rosa, H. 2009b: Antagonisten und kritische Integrationisten oder: Wie gehen wir mit dem verdorbenen Kuchen um? In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 265–279.
- Schmid, M. 2012: Form und Funktion soziologischer Theorien. Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 1. Jg., Heft 1, 17–24.
- Steinert, H. 1989: Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kunst, Kultur und Befreiung. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Steinert, H. 2007: Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis. Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Streeck, W. 2011: Völker und Märkte. Demokratischer Kapitalismus und europäische Integration. *Lette International* 95, 15–17.
- Vobruba, G. 2001: Gesellschaftsinterne Gesellschaftskritik. Eine Positionsbestimmung. *Dialektik. Zeitschrift für Kulturphilosophie*, Heft 2, 5–13.

- Vobruba, G. 2009: Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. Wiesbaden: VS.
- Vobruba, G. 2012: Der postnationale Raum. Transformation von Souveränität und Grenzen in Europa. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- von Ferber, C. 1972: Der Werturteilstreit 1909/1959. Versuch einer wissenschaftsgeschichtlichen Interpretation. In E. Topitsch (Hg.), Logik der Sozialwissenschaften. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 165–180.
- Weber, M. 1994. Wissenschaft als Beruf. In ders., Wissenschaft als Beruf. Politik als Beruf. Studienausgabe. Tübingen: J. C. B. Mohr, 1–33.

Gründerjahre der Bildungssoziologie

Günter C. Bebrmann

»Soziologie« war in Deutschland, aber nicht nur hier, weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein ein in jeder Hinsicht »vieldeutig gebrauchtes Wort« (Weber 1925: 1). Wo es noch keine zumindest organisatorisch abgrenzbare Disziplin, also keine Einzelwissenschaft Soziologie, gab, konnte es auch keinen Fachverband im heutigen Sinne geben. Geändert hat sich dies erst, als sich in den fünfziger Jahren Möglichkeiten zur Einführung eines Diplomstudiums eröffneten. Der erste Studiengang mit dem Hauptfach Soziologie wurde 1955 in Frankfurt am Main eingerichtet. 1956 folgte die Freie Universität Berlin. Nach einer mehrjährigen kontroversen Diskussion über die disziplinäre Verortung, die Inhalte und Ziele des Soziologiestudiums setzte sich 1957 auch in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) die Auffassung durch, dass ein fachspezifischer Diplomabschluss anzustreben sei. Zugleich sind in der DGS, einer damals noch recht kleinen Vereinigung, die ersten Fachausschüsse für spezielle Soziologien entstanden, so 1956 die Ausschüsse für Religions-, Gemeinde- und Industrie-soziologie, 1957 der Fachausschuss für ethnologische Soziologie.

Die Gründung des Fachausschusses für Erziehungs- und Bildungssoziologie

Im Herbst des Jahres 1957 kamen am Rande einer Mitgliederversammlung der DGS in Göttingen der Vorsitzende Helmuth Plessner, das Vorstandsmitglied Arnold Bergstraesser und der für Bildungs- und Forschungsein-

richtungen tätige Rechtsanwalt Hellmut Becker überein, die Bildung eines Fachausschusses für Schulsoziologie anzuregen.¹ Dafür hatten sich insbesondere Becker und Bergstraesser eingesetzt. Beide traten für Bildungsreformen ein. Bergstraesser war seit der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil als einer der Gründerväter der Politikwissenschaft an den Initiativen zur Institutionalisierung einer sozialwissenschaftlich fundierten politischen Bildung beteiligt (Detjen 2007: 128ff.; Behrmann 2010: 87ff.). Becker warb als Vertreter freier Schulen in reformpädagogischer Tradition² für eine Fundamentalreform des Schulsystems (Becker 1956a; Becker 1957).

Am 12. Februar 1958 lud Plessner, auch in deren Namen, vierzehn weitere »Herren« zu einem ersten »offenen Rundgespräch« ein. Bei einer »Art Bestandsaufnahme« sollten alsbald »Arbeitsmöglichkeiten« eines Fachausschusses für Schulsoziologie, »ihre Verteilung und Finanzierung« erörtert werden. Die Einladung ging an die Professoren Theodor W. Adorno, Eugen Lemberg und Helmut Schelsky (Soziologie), Hans Heckel (Schulrecht) und Erich Weniger (Pädagogik), den Journalisten und Mitherausgeber der »Frankfurter Hefte« Walter Dirks, den Oberstudiendirektor Felix Messerschmid sowie an eine Reihe wissenschaftlicher Mitarbeiter von Adorno, Plessner und Schelsky, darunter Christian von Ferber, Jürgen Habermas, Janpeter Kob, Wolfgang Schulenburg und Willy Strzelewicz.

Dirks, Messerschmid, Schelsky³ und Weniger folgten der Einladung aus unterschiedlichen Gründen nicht. Alle anderen Eingeladenen nahmen am 17. März in Frankfurt an der ersten Sitzung des »Ausschusses für Schul- und Erziehungssoziologie« in der Hochschule für internationale pädagogi-

1 Die folgende Darstellung der Gründungsgeschichte stützt sich in erster Linie auf die Unterlagen Hellmut Beckers in dessen Nachlass im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz VI HA Nr. 22. Zusätzlich herangezogen wurden Seminarakten Arnold Bergstraessers im Universitätsarchiv Freiburg B 204 sowie die Briefwechsel Theodor W. Adornos mit Hellmut Becker, Arnold Bergstraesser und Helmut Plessner im Adorno Archiv der Akademie der Künste Berlin (AA AdK). Der Beitrag ist im Rahmen des von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Projekts »Arnold Bergstraessers praktische Politikwissenschaft. Eine Biographie« entstanden.

2 Hellmut Becker (17.5.1913–16.12.1993), der wohl einflussreichste Bildungsreformer in der Geschichte der Bundesrepublik, war seit 1952 auch Justitiar des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. 1956 übernahm er den Vorsitz des Deutschen Volkshochschulverbandes. Dieses Amt hatte er 18 Jahre lang inne. Zu seinen Arbeitsfeldern zählten also auch die Erwachsenenbildung und die sozialwissenschaftliche Hochschulforschung.

3 Dem beiderseitigen Interesse an einer Mitarbeit stand entgegen, dass sich Schelsky bereits an den Ausschuss für Religionssoziologie gebunden hatte. Dass auch die aufbrechenden fach- und vergangenheitspolitischen Gegensätze (Demirović 1999: 782ff.) einer Zusammenarbeit im Wege standen, ist denkbar, aber nicht erkennbar.

sche Forschung (HIPF) teil. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, wurde zunächst über »abgeschlossene, laufende und geplante Untersuchungen« berichtet. Zur Überraschung vieler Teilnehmer legte Adorno dann schon ein »Rahmenprogramm« mit sechs Themen zur Grundlagenforschung und acht Themen zur angewandten Forschung vor.⁴ Bei der abschließenden Beratung über die weitere Arbeit einigte man sich auf die Erstellung von zwei »Memoranden«. Heckel und Lemberg, die beide an der HIPF tätig waren, Heckel als Verwaltungsjurist mit dem Arbeitsgebiet Schulrecht (Heckel 1957; Heckel 1958), Lemberg als der in Deutschland erste Professor für Bildungssoziologie, erklärten sich bereit, Vorlagen zu erarbeiten. Lemberg sollte bis zur zweiten Sitzung im Juli des Jahres ein Arbeitsprogramm skizzieren, Heckel zusammen mit Becker eine programmatische Erklärung für die Öffentlichkeit entwerfen (Protokoll der ersten Besprechung am 17.4.58: 7).

Die Arbeit am Memorandum für die Öffentlichkeit

Auf dieser Sitzung – man tagte erneut in Frankfurt, nun im Institut für Sozialforschung (IfS) – lag aber nur Lembergs dann auch gründlich diskutiertes Arbeitsprogramm,⁵ eine Art Generalplan der Schul-, Erziehungs- und Bildungsforschung, vor. Daher wurde beschlossen, das Duo Heckel-Becker zum Quartett Heckel-Becker-Adorno-Habermas zu erweitern. Trotzdem kam die Arbeit an dem Memorandum, mit dem man sich insbesondere den mit dem Schulwesen befassten »offiziellen Stellen« und Forschungseinrichtungen vorstellen wollte, nicht voran. Als sich gegen Ende des Jahres immer noch nichts getan hatte, dürfte Adorno seinen Mitarbeiter Habermas beauftragt haben, sich der Sache anzunehmen. Jedenfalls schickte er am 8. Januar 1959 einen mit seinen handschriftlichen Korrekturen und Änderungen versehenen »Entwurf von Habermas« an Becker. Überzeugt hatte ihn

4 Dieses Rahmenprogramm fußte auf einem älteren Antrag Adornos für ein – nicht realisiertes – schulsoziologisches Forschungsprojekt, der zeigt, dass Horkheimer und Adorno bei der Rückkehr und auch schon zuvor weitreichende pädagogische Ziele verfolgt haben (Albrecht 1999a: 397ff., Gerhardt 2007; Behrmann 2013).

5 Nach diesem Programm sollte sich der Arbeitsbereich der »Soziologie der Erziehung« auf alle Erziehungs- und Bildungseinrichtungen von der Schule bis zur betrieblichen Bildung und der Erwachsenenbildung erstrecken.

dieser Entwurf wohl nicht, schrieb er dazu doch, gegenüber dem im Ausschuss Verhandelten komme ihm »das etwas dünn vor«.

Habermas hatte auf zweieinhalb Seiten die Probleme der schulischen Bildung in der industriellen Gesellschaft und den »komplexen Verhältnissen des politischen Lebens« benannt, die eine empirisch vorgehende »Erziehungs- und Bildungssoziologie« erforderten:

»Nur eine Schulauslese nach Kriterien der individuellen Leistung würde die Mobilität ermöglichen, die eine industrielle und demokratisch organisierte Gesellschaft verlangt. Sodann sind die Anforderungen detailliert zu untersuchen, die eine Gesellschaft an die Schule stellt, sowohl im Hinblick auf den langfristigen Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften als auch im Hinblick auf politische Bildung. Dem entspricht eine Analyse der Lehrpläne, überhaupt des problematisierten Bildungsbegriffs, des Verhältnisses von humanistischer Bildung zur Berufsausbildung einerseits, zur staatsbürgerlichen Erziehung und zur Vorbereitung auf die veränderte Sphäre der Freizeit andererseits (Thema: Bildungskrise und Bildungsverfall).« (Anlage zum Brief Adorno an Becker 8.1.59: 2)

»Dünn« war dies nicht. Man konnte freilich an der Werbekraft solcher soziologischen Prosa zweifeln. Becker erwartete vom Ausschuss auch viel mehr als Habermas, nach dessen Entwurf der Ausschuss die Aufgabe hatte, »interessierte Stellen auf die Wichtigkeit dieses Forschungsgebiets aufmerksam zu machen, für einzelne Projekte Mittel zu erschließen und dann die Forschungen so zu koordinieren, dass die aufgebrachten Mittel rationell verwendet werden können«. »Dauernd auf Reisen« und gerade aus England zurückgekehrt, ließ er Plessner am 31. Januar wissen, ihm gefalle der Entwurf nicht, er wolle ihn vor einer Amerikareise überarbeiten und an Adorno schicken, »der ihn sicher seinerseits noch ändern« werde. Zudem bat er um Verständnis dafür, dass er sich wegen seiner Abwesenheit auf der nächsten Sitzung durch seinen »Mitarbeiter Dr. Kluge« – gemeint war Alexander Kluge (Becker, Kluge 1960) – vertreten lasse.

Tatsächlich hat Adorno den von Becker überarbeiteten Entwurf für die Sitzung des Ausschusses am 3. März nochmals stark revidiert. Dort wurde er auf Vorschlag Plessners nach kurzer Beratung Adorno, Becker und Heckel, der mittlerweile als Ministerialdirigent im hessischen Kultusministerium tätig war, zur Endredaktion überwiesen. Darum kümmerte sich nach deren Ratschlägen Alexander Kluge. Er straffte den Text und stimmte ihn vom O-Ton Adorno⁶ auf eine gängigere Tonart. Am 4. Mai konnte

⁶ Bei der von Paffrath (1992: 26f.) dokumentierten Fassung Adornos handelt es sich also nicht um die Endfassung.

Plessner endlich das folgende Memorandum den »öffentlichen Stellen« zuzusenden:

Das Memorandum

»Unser Bildungssystem entspricht weitgehend noch der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Die Rückbesinnung auf den Ursprung oder das Wesen dieses Systems kann wegen der Veränderungen, die sich in der Gesellschaft zugetragen haben, für die moderne Planung nur einen Teil der notwendigen Unterlagen liefern. Der Umbau des Bildungswesens zu einer Antwort auf unsere Zeit kann auch nicht vom einzelnen wissenschaftlichen Lehrstuhl aus geleistet werden. Die Gesamtheit der Pädagogik muss in Beziehung zur Gesamtheit der Gesellschaftswissenschaften treten, wenn die Voraussetzungen für eine nicht nur im oberflächlichen Sinn zeitgemäße Bildungspolitik geschaffen werden sollen. Die große Bildungsreform der zwanziger Jahre scheiterte daran, dass ihre individual-pädagogischen Ansätze nicht in Beziehung zu den damals bereits vorliegenden Ergebnissen der Gesellschaftswissenschaft gesetzt wurden.

Die Soziologie ist für die Umgestaltung unseres Bildungswesens keine bloße Hilfswissenschaft; die Erkenntnis der gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen von Bildung ist ein notwendiger Schritt für die Sache selbst. Um wissenschaftlich zur Lösung der Probleme von Bildung und Gesellschaft beizutragen, ist eine Auseinandersetzung und Zusammenarbeit von Verwaltung, Pädagogik und Soziologie erforderlich. Die Fragestellungen der sich allmählich in Deutschland durchsetzenden Bildungsökonomie gehören gleichfalls in diesen Zusammenhang. Es kommt darauf an, dass die wissenschaftliche Soziologie, nicht der private ad hoc-Soziologismus von Beamten, Politikern und Pädagogen die notwendigen Entscheidungen beeinflusst.

Die Langfristigkeit bildungspolitischer Reformarbeit und die Kurzfristigkeit parlamentarischer Erfolgsrechnung haben dazu geführt, die bildungspolitische Planung in den modernen Demokratien vor allem Beiräten anzuvertrauen; in der Bundesrepublik derzeit vor allem dem Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen und dem Wissenschaftsrat. Die Gutachten und Stellungnahmen dieser Gremien werden aber bloße Deklarationen bleiben, solange ihren Arbeiten nicht die wissenschaftlichen Unterlagen zur Verfügung stehen. Umgekehrt ist die wissenschaftliche Soziologie in Gefahr, ihren Beitrag nicht zu leisten oder zur Hilfswissenschaft zu werden, wenn sie sich nicht in ihren vielfältigen Forschungsvorhaben auch auf die bildungssoziologischen Fragen einstellt. Der bildungssoziologische Ausschuss der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hat die Aufgabe, den Kontakt zwischen den verschiedenen Institutionen, die sich mit Bildungssoziologie beschäftigen, herzustellen, eine Arbeitsteilung zwischen diesen Institutionen vorzunehmen und eine Planung in Verbindung mit den Einrichtungen der Bildungspolitik und Bildungspraxis zu ermöglichen. Der Ausschuss hat weiter die Aufgabe, Probleme und Themen der Bildungssoziologie zu formulieren und ein Schwerpunktprogramm für die Erforschung dieser Probleme zu entwickeln.«

Creatio ex nihilo?

Plessner versandte das Memorandum unter dem Briefkopf »Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Ausschuss für Bildungs- und Schulsoziologie«. In der beigefügten Mitgliederliste wurde der Ausschuss hingegen als »Ausschuss für Erziehungs- und Bildungssoziologie« bezeichnet. Man kann dies und das Hin und Her bei der Formulierung des Memorandums für ziemlich belanglose Begleiterscheinungen der Ausschussgründung halten. Mir scheint hingegen, dass sowohl das Schwanken zwischen »Schulsoziologie« und »Bildungssoziologie« als auch die langwierige Arbeit am Memorandum auf einen höchst unsicheren Status der speziellen Soziologie schließen lässt, der sich der Ausschuss widmen wollte.

Aus systemtheoretischer Sicht liegt die Annahme nahe, zwischen der Verselbstständigung des Fachs und der Bildung von Fachausschüssen, also zwischen externer und interner Ausdifferenzierung, habe ein enger Zusammenhang bestanden, das Fach habe sich mit der Institutionalisierung der speziellen Soziologien in Beziehung zu seiner funktional differenzierten gesellschaftlichen Umwelt gesetzt. Arbeiten, wie sie um die Mitte der fünfziger Jahre in beachtlichem Umfang und hoher Qualität zur Religions-, Gemeinde-, Industrie- und Betriebssoziologie vorlagen, sucht man in der Schul-, Erziehungs- und Bildungssoziologie allerdings vergeblich. Dass sich eine solche Soziologie noch kaum dingfest machen ließ, zeigen auch die damals neu erschienenen Handbücher und Fachlexika. Arnold Gehlens und Helmut Schelskys mehrfach aufgelegtes »Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde« enthält nur ein von René König verfasstes Kapitel zur Soziologie der Familie, worin auf einigen Seiten der »Aufbau der sittlichen Persönlichkeit in der Familie« behandelt wird (König 1955: 145–148). Ähnlich verfuhr König in dem von ihm selbst herausgegebenen »Fischer Lexikon Soziologie: Die Begriffe Bildung, Erziehung, Schule sind im umfangreichen Register nicht enthalten. Unter »Schulbildung« wird auf einen kurzen Absatz im Artikel zu Mobilität (Bolte 1958: 213) verwiesen. Mehr bot dieses Lexikon, das rasch zu einem Bestseller wurde, zu Schule und Bildung nicht. Wie in seinem Beitrag für das Handbuch von Gehlen und Schelsky beschränkte sich König unter dem Stichwort »Person« auf die »sozial-kulturelle Persönlichkeit« als »Produkt des sog. Sozialisierungs- und Enkulturationsvorganges« (König 1958a: 220). Seine auf Familie und »Peer group« zentrierte kulturanthropologisch-sozialpsychologische Sicht, die von ihm herangezogene amerikanische Literatur und deren Grundbegriffe wa-

ren deutschen Lesern noch unbekannt. Daher dürfte ihnen entgangen sein, dass man im Register über »Sozialisierungsprozess« (mit dem Hinweis auf »Enkulturation«) und »Enkulturation« (mit dem Hinweis auf »Sozialisierungsprozess«) zu »Person« als dem für Königs soziologisches Verständnis von Erziehung zentralen Stichwort geleitet wurde.

Auf vertrauteren Boden führten hingegen Wilhelm Bernsdorf und Friedrich Bülow mit ihrem »Wörterbuch der Soziologie«, bald darauf auch Werner Ziegenfuss mit dem von ihm herausgegebenen dickleibigen »Handbuch der Soziologie«. Es enthielt im Unterkapitel »Gestaltungsmächte der Gesellschaft« einen Beitrag von Carl Weiß zu »Erziehung«. Der Lehrer und spätere Schulrektor Weiß hatte bereits in der Weimarer Republik eine »Pädagogische Soziologie« veröffentlicht (Weiß 1929). Sie bot einen informativen Überblick über Literatur, die damals innerhalb und außerhalb Deutschlands vorlag. Dieser Literaturbericht wurde nun von Weiß (1955) nochmals zusammengefasst. Auch Bernsdorfs Literaturüberblick zur »Pädagogischen Soziologie« im »Wörterbuch der Soziologie« las sich weithin so, als sei diese »wenig entwickelte« spezielle Soziologie (Bernsdorf 1955: 360) samt der »soziologischen Pädagogik« auf dem Stand stehen geblieben, auf dem sie der Pädagoge und Philosoph Aloys Fischer in Vierkandts »Handwörterbuch der Soziologie« (Fischer 1931a; 1931b) behandelt hatte.

Tatsächlich hatte sich auf diesem Randgebiet der Pädagogik und der Soziologie im »Dritten Reich« und in der Nachkriegszeit wenig getan. Obwohl in den USA seit den zwanziger Jahren ein *Journal of Educational Sociology* erschien, zählte diese selbst in der schon weit entwickelten amerikanischen Soziologie noch nicht zu den etablierten speziellen Soziologien. Beispielsweise leitete der in Harvard lehrende Neal Gross den Artikel »The Sociology of Education« in dem 1959 von Robert K. Merton und anderen unter der Schirmherrschaft der American Sociological Association herausgegebenen Band »Sociology Today. Problems and Prospects« mit den folgenden Worten ein:

»The sociological analysis of education may be described as a relatively underdeveloped and unfashionable subfield of sociology. There are currently only a handful of sociologists who make this field their speciality.« (Gross 1959: 128)

Adorno, Becker, Bergstraesser, Heckel und Plessner betraten bei der Gründung des Ausschusses somit zwar nicht Neuland. Aber sie standen vor einem Neuanfang. (Sie fanden keine schon definierten Problemstellungen, keine bereits ausgearbeiteten theoretischen Ansätze, keine empirische Schulforschung, keine auf diesem Feld schon erprobten und bewährten For-

schungsmethoden vor. Kurz: die Soziologie der Erziehung und Bildung war nicht mehr als ein Projekt (Behrmann 2006: 414ff.).

Während die anderen Fachausschüsse von Kerngruppen ausgewiesener Fachleute getragen wurden, zählten die Gründer des Ausschusses für Erziehungs- und Bildungssoziologie auch nicht zu jenen weltweit noch wenigen Soziologen, welche diese Soziologie zu ihrem Spezialgebiet gemacht hatten. Sie hatten nicht einmal die Absicht, sich in irgendeiner Weise hierauf zu spezialisieren. Adorno und Plessner wollten nicht von der Philosophie, Becker⁷ und Heckel nicht von ihrem juristischen Handwerk lassen; Bergstraesser wandte sich mehr und mehr der Politikwissenschaft zu (Bergstraesser 1961).

Der Ausschuss auf dem 14. Deutschen Soziologentag in Berlin

Das Memorandum des Fachausschusses ist wenige Wochen vor dem 14. Soziologentag versandt worden, auf dem die DGS vom 20. bis zum 24. Mai 1959 unter dem Rahmenthema »Die Rolle der Soziologie in der modernen Gesellschaft« auch in Erinnerung an ihre Gründung im Jahre 1909 erstmals nach ihrer Stilllegung im »Dritten Reich« wieder öffentlich in einer Großstadt tagen wollte. Bereits auf der zweiten Sitzung des Fachausschusses war ein Programm für die Beiträge zu diesem »Jubiläumskongress« beschlossen worden. Vorgesehen waren zwei Hauptreferate, zudem Forschungsberichte zu laufenden Studien. Das erste Hauptreferat sollte von grundsätzlichen Problemen der Erziehungssoziologie, das zweite von Fragen der Forschung sowie von ihrer Anwendung handeln. Adorno erklärte sich bereit, das erste Referat zu halten. Zum zweiten Referat ist im Protokoll vermerkt, dass es »voraussichtlich Herr Becker übernehmen« wird (Protokoll der 2. Besprechung des Ausschusses am 12.7.58: 11).

Dieses Programm wurde auf der letzten Sitzung vor dem Kongress am 9. März 1959 präzisiert. Der in kleiner Besetzung tagende Fachausschuss einigte sich auf Berichte über Hochschuluntersuchungen, Schul- und Lehreruntersuchungen sowie eine Erhebung zur Erwachsenenbildung. »In Ergänzung der Hochschulreferate« wurde »noch ein kurzer Bericht von Dr.

⁷ Ob dies auch noch für den 1963 von der Freien Universität Berlin zum Honorarprofessor für »Soziologie des Bildungswesens« ernannten Becker gilt, kann hier dahingestellt bleiben.

Habermas über die Frankfurter Studentenbefragung vorgeschlagen«. Zu den Hauptreferaten ist im Protokoll festgehalten:

»Prof. Adorno nennt als Titel seines Referats: ›Theorie der Halbbildung‹ und bittet um einen möglichst großen Rahmen. Prof. Plessner sagt dies als selbstverständlich zu.« (Protokoll der dritten Besprechung des Ausschusses 9.3.59: 4)

Am Tagungsort, der Freien Universität, referierte dann zunächst Adorno. Becker schloss sich mit einem Vortrag zu »Sozialforschung und Bildungspolitik« an. Es folgten die Berichte über Untersuchungen zum Berufsbild des Lehrers (Lemberg, Kob), zur Erwachsenenbildung (Strzelewicz), zu »Fiktionen der heutigen Universitätsverfassung« (Christian Graf von Krockow), zur »Problematik der wissenschaftlichen Laufbahn« (Hans H. Anger) und zum »Einfluss der Schul- und Hochschulbildung auf das politische Bewusstsein der Studenten« (Habermas)⁸ (Deutsche Gesellschaft für Soziologie 1959: 169–217).

»Bildung«, Kulturkritik und Bildungsreform

Adornos Ausführungen dürften selbst Mitglieder des Ausschusses irritiert haben. Er sprach von Bildungskrise und -verfall, ging aber kaum auf jene drängenden Probleme der Erziehungssoziologie ein, die Jürgen Habermas in seinem Entwurf benannt hatte. Bildung, so seine These, sei zur Halbbildung geworden, zur »Allgegenwart des entfremdeten Geistes«:

»Die Massen werden durch zahllose Kanäle mit Bildungsgütern beliefert. Diese helfen als neutralisierte, versteinerte, die bei der Stange zu halten, für die nichts zu hoch und teuer sei. Das gelingt, indem die Gehalte von Bildung, über den Marktmechanismus, dem Bewusstsein derer angepasst werden, die vom Bildungsprivileg ausgesperrt waren und die zu verändern erst Bildung wäre [...] Die sich selbst zur Norm, zur Qualifikation gewordene, kontrollierbare Bildung ist als solche so wenig mehr eine wie die zum Geschwätz des Verkäufers degenerierte Allgemeinbildung [...] Halbbildung ist der vom Fetischcharakter der Ware ergriffene Geist [...] Um

⁸ Die vorliegenden bzw. noch laufenden Studien konzentrierten sich auf die Universitäten. Im Anschluss an die Reformdiskussion der späten vierziger Jahre hatten sowohl das IfS (Anger 1960) als auch Plessner (Plessner 1956) empirische Studien zum Lehrpersonal der Universitäten durchgeführt. Hinzu kamen in Göttingen Studien zur Erwachsenenbildung (Strzelewicz et. al. 1966), in Frankfurt Befragungen von Studenten (Habermas et. al. 1961). Näheres zu den Hochschulstudien bei Demirović (1999: 226ff.), zu den Studentenuntersuchungen bei Wiggershaus (1988: 607ff.).

überhaupt noch den Anforderungen zu genügen, welche die Gesellschaft an die Menschen richtet, reduziert Bildung sich auf die Kennmarke gesellschaftlicher Immanenz und Integriertheit und wird unverhohlen sich selber ein Tauschbares, Verwertbares.« (Adorno 1959: 169, 174f., 179, 181, 186)

Für bildungspolitische Reformprogramme und eine Reformen anleitende Bildungsforschung schien diese gegen die amerikanisierte kapitalistische Konsumgesellschaft gerichtete nietzscheanische Bildungskritik keinen Raum zu lassen. Voll Abscheu vor den Serienprodukten der »Kulturindustrie«, vor Filmen, U-Musik, Romanbiographien, Populärwissenschaft etc. beschrieb Adorno den »Bildungsverfall« als unaufhaltsamen Prozess. Nach seiner Theorie der Halbbildung musste Beckers Plädoyer für eine sozialwissenschaftlich angeleitete bildungspolitische Praxis paradox anmuten, denn für ihn erhielt die soziologische »Theorie ihren Sinn durch die konkrete Fragestellung der Gesellschaft«, also durch den Bezug auf »Sachaufgaben« wie die »Aufgabe der Bildung in unserer Zeit« (Becker 1959: 192).

Der Ausschuss in der Fach- und Bildungsgeschichte

Dass der Ausschuss in seiner internen Arbeit viel zu den bald sichtbaren Fortschritten der Erziehungs- und Bildungssoziologie beigetragen hat, lässt sich bezweifeln. Gleichwohl hat kein anderer Fachausschuss in nur annähernd vergleichbarer Weise innerhalb des Fachs und weit darüber hinaus Geschichte gemacht (Behrmann 2006; Behrmann 2013).

Wenige Wochen vor dem Berliner Soziologentag hatte der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen (DA), ein 1953 zur Beratung der Länder und des Bundes geschaffenes Gremium, einen »Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens« vorgelegt (von Friedeburg 1989: 327ff.). Becker, der darauf in seinem Vortrag einging, erschien beispielhaft, dass dieser »Gesamtkonzeption für die Anpassung des deutschen Bildungssystems an die gewandelte gesellschaftliche Situation« die soziologische Fundierung fehlte:

»In unserer Zeit erfordert der gesellschaftliche Wandlungsprozess Bildungspolitik. Die in der ganzen Welt sich entwickelnde Notwendigkeit der besseren Bildung aller und der erheblichen Vermehrung der Zahl der qualifiziert Gebildeten wird zu einer Kernfrage für das Schicksal unseres ganzen Volkes und jedes Einzelnen. Die Frage, wie dies gerecht und ohne bildungsfeindliche Zerstörung aller Überlieferung

geschehen könne, setzt eine sorgfältige gesellschaftliche Analyse voraus, die es bisher nicht gibt.« (Becker 1959: 194)

Nicht der Außenpolitik, sondern der Bildungspolitik müsse, forderte Becker in vielen Vorträgen, Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen (z.B. Becker 1956b), der politische Primat zukommen. Anfangs fand er damit wenig Gehör. Dies änderte sich in den späten fünfziger und mehr noch in den sechziger Jahren (Becker 1992). Die mit der Bildungsexpansion wachsende Einsicht in die Dringlichkeit von Bildungsreformen und sozialwissenschaftlicher Bildungsforschung (Hüfner, Naumann 1977) ermöglichte ihm, die Max-Planck-Gesellschaft von der Notwendigkeit eines Instituts für Bildungsforschung zu überzeugen. Dabei nutzte er den Ausschuss als Basislager für seinen Gipfelsturm.⁹ Bald nach der Eröffnung des ihm anvertrauten Instituts gelang es dann seinem Mitstreiter Georg Picht, mit einer Artikelserie zur drohenden »Bildungskatastrophe« (Picht 1964) so viel Bewegung in die Bildungspolitik zu bringen, dass der DA durch den Deutschen Bildungsrat abgelöst wurde. Dessen Aufgabenbestellung, personelle Besetzung und Arbeitsweise entsprachen vollauf Forderungen, wie sie im Memorandum des Fachausschusses und in Beckers Berliner Vortrag erhoben worden waren (von Friedeburg 1989: 373ff.). Er selbst wurde zu einem der einflussreichsten Mitglieder des Rats, sein Institut zu dessen Forschungszentrum.

Mit Dirks, Messerschmid und Weniger hatte Plessner in seinem ersten Einladungsschreiben auch drei Mitglieder des DA zur Mitwirkung eingeladen. Weil sie diese Einladung ausschlugen, konnte sich der Fachausschuss ungehindert vom DA und dessen Gutachten distanzieren. In den Interna wird dies sehr viel deutlicher als im Memorandum und Beckers Reden. Bereits auf der zweiten Sitzung konnte Adorno unwidersprochen »die fast ausschließliche Orientierung der heutigen Pädagogik an der Diltheytradition« kritisieren (Protokoll 12.7.58: 6). Das galt der insbesondere von Weniger repräsentierten geisteswissenschaftlichen Pädagogik, dem – so Adorno in einem Brief an Becker (11.2.57 AA AdK) – »Oberlehrerhumanismus der Sprangerschule«. Während der als Sohn des Orientalisten, preußischen Kulturpolitikers und Hochschulreformers Carl Heinrich Becker in einem »bildungsgesättigten Milieu« (Becker an Adorno 30.5.56. AA AdK) aufge-

⁹ Bergstraesser nahm in die von ihm herausgegebenen »Freiburger Studien zu Politik und Soziologie« eine umfangreiche Sammlung von Vorträgen und Artikeln Beckers (Becker 1962) auf. Die Bemühungen um ein Max-Planck-Institut für Bildungsforschung wurden von Ausschussmitgliedern, so von Bergstraesser und Heckel, mit Gutachten unterstützt.

wachsene Becker den Bildungsbegriff aus den Höhen des neuhumanistischen Idealismus auf den steinigen Boden von »Bildungspolitik« und – diesen Begriff hat vor allem er lanciert – »Bildungsforschung« herunterholte, hat Adorno in seiner Theorie der Halbbildung alle Rede von Bildung im »Jargon der Eigentlichkeit« (Adorno 1964) ideologiekritisch destruiert. Beide haben damit nicht wenig zur sozialwissenschaftlichen Wende in der Erziehungswissenschaft und zu deren ideologiekritischem Ausgang aus der »Epoche« der geisteswissenschaftlichen Pädagogik (Dahmer, Klafki 1968; Behrmann 1999: 472ff.) beigetragen.

Adorno hatte mehr noch als Horkheimer erkannt, dass das IfS mit seiner inter- und transdisziplinären Ausrichtung unter den nicht wenigen Sozialforschung betreibenden Instituten (Scheuch 1957) ins Abseits der sich verselbständigenden Sozialwissenschaften zu geraten drohte. Das Engagement im Fachausschuss ermöglichte ihm, das Institut ohne empiristische Engführung in die sich als Einzelwissenschaft neu orientierende und organisierende Soziologie zu integrieren (Demirović 1999: 786ff.). Dabei konnte er das seit dem Sommer 1957 auch formell von ihm geleitete Institut (Müller-Doohm 2003: 558f., 866f.) sogar zum Zentrum des Ausschusses machen. Zu Hilfe kamen ihm dabei Becker als langjähriger Rechtsvertreter und Berater des IfS, Heckel und Lemberg aus der benachbarten HIPF, nicht zuletzt auch Plessner und Bergstraesser. Mit beiden verband ihn wie Horkheimer seit Jahren ein kollegiales Verhältnis (Albrecht 1999b: 159ff.; Dejung 2003: 439ff.), das über gemeinsame Interessen und eine zeitweise Zusammenarbeit hinaus von der Erfahrung der Exklusion aus der deutschen »Volksgemeinschaft« getragen war. Weil sie ihm die Position des theoretischen Vordenkers überließen, war es Adorno möglich, diese Position ganz nach eigenen Vorstellungen auszufüllen.

Dass er mit der Theorie einer totalen *kulturindustriellen* Vergesellschaftung und Entfremdung der Menschen in den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften soziologische Theorie bot, ist innerhalb des Fachs allerdings vehement bestritten worden. Der Richtungsstreit zwischen Adorno und König, »Frankfurtern« und »Kölnern«, der später zum sogenannten Positivismusstreit (Adorno 1969) wurde, entzündete sich an dieser Theorie. Die Erziehungs- und Bildungssoziologie wurde zu dessen ersten Kampffeld. Für René König durfte »Soziologie nichts als Soziologie« sein (König 1958b: 7), das hieß: nicht Sozialphilosophie, nicht Kulturkritik. Nach seiner Auffassung folgte Adornos Theorie linkshegelianischen philosophischen Spekulationen und damit einem Gesellschaftsbegriff, dem »keinerlei Reali-

tät entspricht«, der vielmehr in eine »Scheinwelt« führt (König 1958c: 101). Bis hin zu einem Sonderheft »Erziehungssoziologie« (Heintz 1959), in dem aus dem Ausschuss nur Kob mit einem Beitrag vertreten war,¹⁰ nutzte König alle Möglichkeiten, die sich ihm als Herausgeber der Kölner Zeitschrift boten, um Adorno den Weg zu verlegen, den dieser über die Erziehungs- und Bildungssoziologie beschritten hatte.

Gelungen ist ihm dies nicht. Wie beabsichtigt und über den Ausschuss vorbereitet, konnten Adorno und Horkheimer in ihren Hauptvorträgen auf dem Berliner Soziologentag ihre Gegenposition zu Königs einzelwissenschaftlichem »Positivismus« *innerhalb* des Fachs zur Geltung bringen (Demirović 1999: 778ff.; Gerhardt 2007: 150ff.). Mit seinem Vortrag »Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit?« hat Adorno dann im Herbst 1959 mit unerwartet großer Resonanz und Wirkung das in Rundfunkgesprächen mit Becker weitergeführte (Adorno 1970) Thema behandelt, mit dem er zu einem »Klassiker der Erziehungssoziologie« (Plake 1987; Behrmann 2013) wurde. 1961 übernahm er von Bergstraesser den Vorsitz des Fachausschusses. 1963 wurde er zum Vorsitzenden der DGS gewählt. Im gleichen Jahr nahm das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung unter Hellmut Becker seine Arbeit auf.

Literatur

- Adorno, Th. W. 1959: Theorie der Halbbildung. In Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.), Verhandlungen des vierzehnten Deutschen Soziologentags. Stuttgart: Enke, 169–191.
- Adorno, Th. W. 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. 1969: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied: Luchterhand.
- Adorno, Th. W. 1970: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Albrecht, C. 1999a: Im Schatten des Nationalismus: Die politische Pädagogik der Frankfurter Schule. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homan, F. H. Tenbruck, Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Campus, 387–447.

10 Der Ausschuss wird weder in diesem Beitrag, noch in der Einleitung von Heintz, noch in einem von Wilbur B. Brookover (Michigan State University) verfassten »Trendbericht über Erziehungssoziologie« noch in einem anderen der insgesamt elf Beiträge erwähnt.

- Albrecht, C. 1999b: Vom Konsens der 50er Jahre zur Lagerbildung der 60er Jahre: Horkheimers Institutspolitik. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homan, F. H. Tenbruck, Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Campus, 155–168.
- Anger, H. 1960: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung und Professoren und Dozenten. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Becker, H. 1956a: Kulturpolitik und Schule. Probleme der verwalteten Welt. Stuttgart: DVA.
- Becker, H. 1956b.: Primat der Außenpolitik? – Primat der Bildungspolitik! Gesellschaft – Staat – Erziehung, 1. Jg., 101–103.
- Becker, H. 1957: Bildung zwischen Plan und Freiheit. Stuttgart: DVA.
- Becker, H. 1959: Sozialforschung und Bildungspolitik. In Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.), Verhandlungen des vierzehnten Deutschen Soziologentags. Stuttgart: Enke, 191–206.
- Becker, H. 1962: Quantität und Qualität. Grundfragen der Bildungspolitik. Freiburg: Rombach.
- Becker, H. 1992: Bildungspolitik 1945–1989. In H. Becker: Widersprüche aushalten. Aufgaben der Bildung in unserer Zeit. München: Piper, 45–69.
- Becker, H., Kluge, A. 1961: Kulturpolitik und Aufgabenkontrolle. Frankfurt am Main. Klostermann.
- Behrmann, G. C. 1999: Die Erziehung kritischer Kritiker als neues Staatsziel. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homan, F. H. Tenbruck, Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Campus, 448–496.
- Behrmann, G. C. 2006: Bildungsexpansion und demokratische Mission: Der Aufstieg der Sozialwissenschaften zu Bildungswissenschaften der Bundesrepublik. In K. Acham, K. W. Nörr, B. Schefold (Hg.), Der Gestaltungsanspruch der Wissenschaft. Aufbruch und Ernüchterung in den Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auf dem Weg von den 1960er zu den 1980er Jahren. Stuttgart: Steiner, 395–446.
- Behrmann, G. C. 2010: Politikwissenschaft und politische Bildung. In I. Gerlach, E. Jesse, M. Kneuer, N. Werz (Hg.), Politikwissenschaft in Deutschland. Baden-Baden: Nomos, 73–95.
- Behrmann, G. C. 2013: Wie Adorno zum Pädagogen, die Soziologie zur Bildungswissenschaft und die Pädagogik zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft wurde. In S. Rademacher, E. Stölting, A. Wernet (Hg.), Bildungsqualen. Wiesbaden: Springer VS. Im Erscheinen.
- Bergstraesser, A. 1961: Politik in Wissenschaft und Bildung. Schriften und Reden, Freiburg: Rombach.
- Bernsdorf, W. 1955: Pädagogische Soziologie. In W. Bernsdorf, F. Bülow (Hg.), Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke, 360–375.

- Bolte, M. 1958: Mobilität. In R. König (Hg.), *Soziologie*. Fischer Lexikon. Frankfurt am Main: Fischer, 206–214.
- Dahmer, I., Klafki, W. (Hg.) 1968: *Geisteswissenschaftliche Pädagogik am Ausgang ihrer Epoche*. Weinheim: Beltz.
- Dejung, Ch. 2003: *Helmuth Plessner. Ein deutscher Philosoph zwischen Kaiserreich und Bonner Republik*. Zürich: Rüffer & Rub.
- Demirović, A. 1999: *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Detjen J. 2007: *Politische Bildung. Geschichte und Gegenwart in Deutschland*. München: Oldenbourg.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.) 1959: *Verhandlungen des vierzehnten Deutschen Soziologentags*. Stuttgart: Enke.
- Fischer, A. 1931a: *Pädagogische Soziologie*. In A. Vierkandt (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke, 405–425.
- Fischer, A. 1931b: *Soziologische Pädagogik*. In A. Vierkandt (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke, 589–591.
- Gerhardt, U. 2007: *Denken der Demokratie: die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes: vier Abhandlungen*. Stuttgart: Steiner.
- Gross, N. 1959: *The Sociology of Education*, In R. K. Merton, L. Broom, L. S. Cottrell Jr. (Hg.), *Sociology Today. Problems and Prospects*. New York: Basic Books, 128–152.
- Habermas, J., von Friedeburg, L., Oehler, Ch., Weltz, F. 1961: *Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewusstsein Frankfurter Studenten*. Neuwied: Luchterhand.
- Heckel, H. 1957: *Schulrechtskunde. Ein Handbuch für Lehrer, Eltern und Schulverwaltung. Ein Studienbuch für die Lehrerbildung*. Neuwied: Luchterhand.
- Heckel, H. 1958: *Eine Grundordnung der deutschen Schule*. Stuttgart: DVA.
- Heintz, P. (Hg.) 1959: *Soziologie der Schule. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 4*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Hüfner, K., Naumann, J. 1977: *Konjunkturen der Bildungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Der Aufschwung (1960–1967)*. Stuttgart: Klett.
- König, R. 1955: *Soziologie der Familie*. In A. Gehlen, H. Schelsky (Hg.), *Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde*. Düsseldorf: Diederichs, 121–158.
- König, R. (Hg.) 1958a: *Person*. In ders. (Hg.), *Soziologie*. Fischer-Lexikon. Frankfurt am Main: Fischer, 220–225.
- König, R. (Hg.) 1958b: *Einleitung*. In ders. (Hg.), *Soziologie*. Fischer-Lexikon. Frankfurt am Main: Fischer, 7–14.
- König, R. (Hg.) 1958c: *Gesellschaft*. In ders. (Hg.), *Soziologie*. Fischer-Lexikon. Frankfurt am Main: Fischer, 96–104.
- Müller-Doohm, S. 2003: *Adorno. Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Paffrath, F. H. 1992: *Die Wendung aufs Subjekt. Pädagogische Perspektiven im Werk Theodor W. Adornos*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

- Plake, K. (Hg.) 1987: *Klassiker der Erziehungssoziologie*. Düsseldorf: Schwann-Bagel.
- Picht, G. 1964: *Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation*. Olten: Walter.
- Plessner, H. (Hg.) 1956: *Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer*. 3 Bde. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Scheuch, E. 1957: *Forschungstätigkeit der sozialwissenschaftlichen Institute in der Bundesrepublik*. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 9. Jg., 340–351.
- Strzelewicz, W., Raapke, D., Schulenberg, W. 1966: *Bildung und gesellschaftliches Bewusstsein. Eine mehrstufige soziologische Untersuchung in Westdeutschland*. Stuttgart: Enke.
- von Friedeburg, L. 1989: *Bildungsreform in Deutschland. Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weber, M. 1925: *Wirtschaft und Gesellschaft*, Bd.1: Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weiß, C. 1929: *Pädagogische Soziologie*. Leipzig: Klinkhardt.
- Weiß, C. 1955: *Erziehungssoziologie*. In W. Ziegenfuß (Hg.), *Handbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Wiggershaus, R. 1986: *Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung*. München: dtv.

Tertiärer Analphabetismus

Christian Fleck

Bewohner der akademischen Welt gelten für gewöhnlich nicht als kognitiv auffällig, zumindest nicht im negativen Sinn. Dennoch sind manche der Überzeugung, andere Mitbewohner zeichne etwas aus, was im Folgenden als tertiärer Analphabetismus analysiert werden soll. Als primär analphabetisch gelten bekanntlich jene, die keinerlei Lese- und Schreibkenntnisse vermittelt bekommen oder erworben haben; seit einigen Jahren gibt es Bemühungen, den Umfang des sekundären Analphabetismus festzustellen, worunter jene fallen, die zwar eine schulische Unterweisung erfahren haben, dennoch elementare, auf Schriftlichkeit aufbauende Kulturtechniken wie das Verstehen einer Gebrauchsanweisung oder das Ausfüllen eines Formulars, nicht beherrschen. Tertiäre Analphabeten wären dann jene Mitglieder tertiärer Bildungseinrichtungen, bei denen ein unzureichender Umgang mit Texten und Regeln festgestellt werden kann, die also basale hermeneutische und professionelle Kompetenzen nicht zu besitzen scheinen. Diese wurden ihnen zwar irgendwann vermittelt, sie können es sich aber in bestimmten Situationen erlauben, auf deren Benutzung sanktionslos zu verzichten. Im Folgenden wird zu zeigen versucht werden, dass die Zuschreibung des Etiketts »tertiärer Analphabet« (bzw. jener alltagssprachlichen Synonyme, deren Aufzählung hier im Einzelnen unterbleiben kann) Teil eines sozialen Prozesses ist, in dem Fehlurteile systematisch ermöglicht werden, welche Involvierten als individuelle Unzulänglichkeit oder Boshaftigkeit von Beurteilenden erscheinen (können). Statt einer Kritik der Konstruktionsmängel des jeweiligen Verfahrens werden (vornehmlich von benachteiligten Teilnehmern) Inkompetenzen Personen attribuiert, was dadurch erleichtert wird, dass tatsächlich gele-

gentlich Personen Urteile abgeben, die dem hier skizzierten tertiären Alphabetismus prototypisch entsprechen.

Will unter gewöhnlichen Alltagsbedingungen Ego partout nicht verstehen was Alter meint, droht Ego immer dann Gesichtsverlust und Einbuße von Prestige, wenn er sich Dritten nicht als Schelm vom Typ Schweijk zu erkennen gibt. Da man nicht annehmen kann, dass Ego eine Verringerung seiner Kapitalausstattung anstrebt, wird absichtliches Missverstehen also nur dann auftreten, wenn Ego sicher sein kann, nicht mit Reputationsverlust bestraft zu werden.¹ Wann und wo ein derartiges Verhalten anzutreffen ist, soll im Folgenden erörtert werden. Dabei beschränke ich mich auf Konstellationen, in denen Ego von Dritten gebeten wurde, ein Urteil über Alter abzugeben. Typische Fälle sind die Begutachtung von bei Zeitschriften eingereichten Texten, die Auswahlverfahren von Preisträgern und Würdigen, sowie die Genehmigungsprozeduren im Rahmen der Projektmittelvergabe. Zu diesen Routinen des akademischen Lebens gibt es ein wenig Literatur, die entweder die Aushandlungsprozesse unter den an der Entscheidungsfindung Beteiligten oder das Ausmaß systematischer Benachteiligung (nach Geschlecht, Alter, Disziplin u. ä.) untersucht. Die Daten, auf die ich mich im Folgenden beziehe, sind rhapsodischer Natur, da eine systematische Erhebung unmöglich war: Eine Aktenanalyse ist nicht möglich, da die meisten Verwalter dieser Datenkonvolute diese aus Gründen des Datenschutzes oder der Vertraulichkeit unter Verschluss halten. Für mein Argument genügt allerdings eine exemplarische Behandlung, da es mir darum geht, die Aufmerksamkeit überhaupt erst einmal auf systematische Unstimmigkeiten zu lenken.

Zeitschriften-Gutachten

Die meisten wissenschaftlichen Zeitschriften benutzen mittlerweile das »double blind review«, bei dem die Identität sowohl des Verfassers wie des Gutachters dem jeweils anderen unbekannt bleibt. Dieses anonyme Gut-

¹ Eine immer noch lesenswerte Abhandlung über Formen und Folgen von Missverstehen ist Ichheiser (1949, insb. 26–56). Ichheiser bezieht seine Ausführungen allerdings vornehmlich auf Fehlwahrnehmungen der Persönlichkeit anderer, während Täuschungen und willentliche Missdeutungen der Intentionen anderer nur am Rande behandelt werden.

achterverfahren scheint mehr oder weniger gut zu funktionieren, jedenfalls hat noch niemand ein besseres Verfahren vorgeschlagen.²

Welchen Schaden kann in dieser Konstellation ein tertiärer Analphabet anrichten? Da Zeitschriftenherausgeber für gewöhnlich mehr als ein Gutachten einholen, können sie sich über das negative Urteil eines Egos hinwegsetzen. Als kompetente Mitglieder der jeweiligen Disziplin sind sie in der Lage, ihrem eigenen Urteil zu vertrauen, und wären schlecht beraten, einen Text, der ihrer Meinung nach gut genug ist, in ihrer Zeitschrift veröffentlicht zu werden, nur deswegen abzulehnen, weil sich ein Gutachter als tertiärer Analphabet gerierte. Es mag sein, dass Herausgeber tertiäre Analphabeten beim ersten Mal übersehen. Zumindest im wiederholten Falle werden sie Egos Idiosynkrasien feststellen und allein schon, weil sie ein Interesse haben, in ihrer Zeitschrift interessante Beiträge zu veröffentlichen, Ego aus der Liste möglicher Gutachter streichen.³ Dem Verfasser des von Ego verrissenen Textes hilft das auf kurze Sicht nicht, der Disziplin allerdings schon. Der mit schlechten Gründen abgelehnte Text wird dann anderswo erscheinen und, in dem für die Zeitschrift schlechtesten Fall, dort Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das Zwei-Meinungen-Prinzip, bei dem Urteile zweier voneinander unabhängiger Rollen – Gutachter und Herausgeber – ausbalanciert werden, funktioniert offenkundig hinreichend gut, weil es auf Seiten der Herausgeber eine konkordante Anreizstruktur gibt: Veröffentliche die interessantesten Beiträge und setze dich gelegentlich über fahrlässige oder böseartig ablehnende Urteile von Gutachtern hinweg.⁴ Für die Verfasser von Texten funktioniert das System des »double blind re-

2 Das ältere Verfahren, bei dem Herausgeber autokratisch über die Auswahl der zu veröffentlichen Texte entschieden, hatte nach Meinung von Abbott nicht nur negative Konsequenzen. In seiner Untersuchung über das *American Journal of Sociology* argumentiert er, dass die vermeintliche Willkür die Veröffentlichung von nonkonformistischen Texten eher beförderte (Abbott 1999). Der Vorschlag von Frey (2005) fand keine Resonanz.

3 Frey (2005: 172) betont den Unterschied der Anreize von Herausgebern und Gutachtern: »Die Redaktoren haben [...] ein Eigeninteresse an innovativen und lesbaren Aufsätzen. Demgegenüber haben die anonym bleibenden Gutachter [...] keinen Vorteil davon, wenn ein Journal besonders interessante Aufsätze veröffentlicht. Wichtig ist ihnen vielmehr [...] dass ihre Forschung beachtet, zitiert und gelobt wird.«

4 Zeitschriften, die nach Abschluss des Begutachtungsverfahrens allen Gutachtern alle Gutachten und die Herausgeberentscheidung bekannt machen, verfolgen offenkundig eine der Delphi-Befragung nachempfundene Strategie der Vermeidung allzu abweichender Urteile.

view«, weil es dank der Vielzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften immer eine alternative Veröffentlichungsmöglichkeit gibt.⁵

Preise und ähnliche Auszeichnungen

Sehen wir uns im nächsten Schritt Institutionen an, die ebenfalls (wenn auch nur einseitiges) »blind review« benutzen, wo aber die Anreizstruktur anders gestaltet ist. Als erste Illustration sollen Preiskomitees dienen. Preise werden entweder für ein bestimmtes Werk verliehen (wie im Fall des Nobelpreises und des Premio Europeo Amalfi) oder es werden Personen für ihr (bisheriges) Lebenswerk ausgezeichnet (Beispiele dafür sind Holberg International Memorial Prize, John W. Kluge Prize for the Advancement in the Study of Humanity, Premio Balzan, Milton Friedman Prize for Advancing Liberties, Kyoto-Preis der Inamori-Stiftung und ähnliche mehr). Obwohl wir über die meisten der Preise verleihenden Prozeduren im Detail nichts wissen, können wir das Verfahren der prominenten Preisverleihungen rekonstruieren. Ein meist beschränkter Kreis von Nominierungsberechtigten nennt Kandidaten, externe Gutachter tragen das Ihre dazu bei und ein Komitee trifft letztlich die Entscheidung. Die Nominierten besitzen in der Regel einen hohen Bekanntheitsgrad und die damit verbundene Reputation, sodass ein tertiärer Analphabet unter den Gutachtern oder Komitee-Mitgliedern nur dann Erfolg haben wird, sein ablehnendes Urteil erfolgreich zu platzieren, wenn Einstimmigkeit vorgesehen ist. Die erfolglosen Kandidaten werden ob der vorenthaltenen Würdigung zwar gekränkt sein, aber ihre Karriere wird nicht nachhaltig geschädigt werden. Eher mag sogar das Gegenteil der Fall sein. Die wiederholte Vorenthaltung der Auszeichnung eines allseits für würdig Erachteten beeinträchtigt das Ansehen der Verleiher solcher Würden: Erinnert sei an das Phänomen des 41. Sitzes in der Académie Française und die Liste der Berühmten, denen ein Nobelpreis vorenthalten wurde.⁶ Wenn später die Archive der Preiskomitees geöffnet werden, droht analphabetischen Egos der Pranger – mögli-

5 Ein älterer Überblick ist Hamermesh (1994). Eine jüngere Arbeit mit einem Literaturüberblick ist Bornmann (2011). Abbott (2011) argumentiert, dass letztlich jeder Aufsatz eine passende Zeitschrift findet.

6 Auch die Verweigerung einer Honorarprofessur an Jürgen Habermas in den 1970er Jahren wird wohl mittlerweile eher die Repräsentanten der Ludwig-Maximilians-Universität grämen.

cherweise beeinflusst das Wissen um die spätere Lüftung des Schleiers des »blind review« das Verhalten schon bei der Abgabe ihrer Voten; im Fall der Nobelpreise kann das angesichts der hohen Aufmerksamkeit, die Veröffentlichungen über die Preisvergabe nach der erstmaligen Öffnung des Nobel-Archivs auf sich zu ziehen vermochten, angenommen werden (Crawford 2002; Friedman 2001; Stolt 2002).

Einen mit der Verleihung von Preisen vergleichbaren Vorgang finden wir bei der Auswahl von Fellows für Aufenthalte bei einer Einrichtung vom Typ Center for Advanced Study. Auch hier gibt es (Selbst-)Nominierung und eine die Auswahl treffende Jury. Trotz der starken Zunahme der Zahl dieser Institutionen und der fraglos großen Bedeutung, die eine zeitweilige Beteiligung an der »leisure of the theory class«⁷ für Wissenschaftler hat, ist das Auswahlverfahren eine immer noch ungeöffnete Blackbox. Wir wissen nicht einmal, ob bei diesen Auswahlverfahren Jurys zusammentreten und über die Auszuwählenden verhandeln oder der Leiter eines solchen Centers allein (oder in Abstimmung mit wenigen anderen) auf der Grundlage schriftlicher Gutachten Dritter auswählt; wir wissen nicht einmal, ob zusätzlich zu den von den Antragstellern beigebrachten Empfehlungsschreiben auch noch »unabhängige« Gutachten eingeholt werden.⁸ Wegen fehlender Informationen kann über diesen wichtigen Fall daher hier nichts Näheres gesagt werden.⁹

Auch die Gutachter für die Zuerkennung eines Advanced Grants des European Research Councils sind aufgefordert, das Lebenswerk des Antragstellers zu beurteilen, ohne dass irgendwo für die Antragsteller ersichtlich würde, welche Kriterien dabei zur Anwendung kommen. Die externen Gutachter urteilen daher sehr unterschiedlich:

7 Ein vorangestelltes »fittingly called« macht deutlich, dass Bell die Urheberschaft dieser Thorstein Veblen variierenden Formulierung nicht für sich beansprucht (Bell 2000: 448). Die Formulierung taucht auch bei anderen Autoren aus dem Dunstkreis Harvards auf (Diggins 1992: 290) und wurde sogar als Titel eines Gedichts verwendet (Howe 1999: 31).

8 Lamont (2009) behandelt in ihrer Studie, die ein »opening the black box of peer review« zu sein beansprucht, unter anderem ein derartiges »Stipendien«-Komitee, das seine Entscheidung in einer Sitzung trifft, in der die Gutachter miteinander interagieren müssen, während mich hier vornehmlich jene Situationen interessieren, in denen Gutachter ihre Voten deponieren und Dritte auf der Grundlage derselben eine Entscheidung treffen. Einen wissenschaftshistorisch interessanten Fall analysiert König (2012).

9 Demnächst wird es übrigens möglich sein, einen Blick in eine dieser Blackboxes zu werfen, weil die Empfehlungsschreiben im außerordentlich reichhaltigen und gut erschlossenen Nachlass von Robert K. Merton ab 2014 der Forschung zur Verfügung stehen werden.

Reviewer Comments:

[Reviewer 1:] The PI [für: Principal Investigator] has established a profile in [Land] and in [Forschungsfeld] as well as in the US for his work on [Forschungsfeld]. He has supervised PhD students and edited major collections on [Forschungsfeld]. He has held a visiting fellowship [Programm] at the [Universität] and [Universität]. He has published in journals in German mainly and he has contributed to edited collections in his field. His work is recognized in his [Funktion] but this is not the profile overall of a leading scholar.

[Reviewer 2:] The PI [...] has many publications and has given many papers in a wide array of subjects which also seem relevant to the research he proposes. He also seems to be well acquainted with a diverse set of resources necessary to do the research.

[Reviewer 3:] The PI has a fine record but in a rather narrow field, and his work so far seems not to have a wide resonance.

Nur jene, die bei der Beurteilung ihres bisherigen Tuns einen vordefinierten Schwellenwert an internationaler Sichtbarkeit zu überwinden vermögen, erhalten die Chance, dass ihr beim ERC eingereichtes Forschungsvorhaben näher geprüft wird. Die Kants und Elias' der Gegenwart würden an dieser Hürde scheitern, aber höchstwahrscheinlich gibt es Gelehrte dieses Typs heute ohnehin nicht mehr.

Die Anreizstrukturen sind sehr unterschiedlich ausgestaltet. Preisverleiher verwalten ein sehr knappes Gut, das vielen mit ähnlicher Reputationsausstattung zugänglich ist. Durch die Verleihung werden die Allerwürdigsten gesalbt, während sich die Übergangenen mit dem 41. Sitz (der zu Unrecht nicht geehrt) begnügen müssen. Da derartige Würden eher erst im fortgeschrittenen Alter verliehen werden, dürfte ihre Vorenthaltung den Karriereverlauf nicht behindern. Bei der Auswahl von Fellows für Centers for Advanced Studies deutet rhapsodisches Wissen in die Richtung einer sehr großen Bedeutung von dichten persönlichen Netzwerken, da Empfehlungsschreiben hier eine größere Rolle spielen dürften als anonyme Gutachten. Der Versuch »leading scholars« zu identifizieren, scheint daran zu scheitern, dass unterhalb der gesalbten Elite der durch Preise ausgezeichneten ein Konsens über die anzuwendenden Kriterien fehlt. Doch wie bei den abgelehnten Zeitschriftenaufsätzen (möglicherweise gilt das auch für Bücher¹⁰) scheint der Schaden, den das (partiell) anonyme Wirken tertiär-

10 Ablehnungen von Buchmanuskripten, die sich später als bedeutend und in manchen Fällen als Bestseller herausstellen, kennen wir eher aus dem Feld der schönen Literatur (jüngst Rowlings Harry Potter), während nur wenige Fälle von wissenschaftlichen Büchern bekannt wurden, die es schwer hatten, einen Verleger zu finden. Thomas S. Kuhns *Structure of*

rer Analphabeten hier anrichten kann, tolerable Grenzen nicht zu übersteigen, weil »overruling« negativer Gutachten möglich ist oder bei vorenthaltenen Auszeichnungen der eintretende Schaden relativ unbedeutend ist.¹¹ Anders ist es in dem im Folgenden ausführlicher zu besprechenden Fall.

Projekt-Exposés

Ein einseitiges »blind review« findet man auch bei der Begutachtung bestimmter Forschungsanträge. Heutzutage vergeben wohl alle Fonds, Stiftungen, Ministerien und andere Einrichtungen, die über größere Summen von Forschungsgeldern disponieren, ihre Mittel nach Einholung von externen Gutachten, auch wenn nur von den zentralen Forschungsfonds bekannt ist, dass sie das in einem nachlesbaren Regeln folgenden Verfahren machen. Grundlagenforschung fördernde Institutionen weisen einige Besonderheiten auf, die das allfällige Auftreten von tertiärem Analphabetismus dort besonders folgenreich werden lässt. Daher soll dieser Fall etwas eingehender behandelt werden.¹²

Scientific Revolution ist ein Beispiel dafür. Eine Untersuchung des Phänomens ist ein Desiderat.

11 Bernhard (2009) sieht das, wenig überraschend, anders. Überhaupt scheint die Vorenthaltung von Preisen und Würdigungen Literaten intensiver zu kränken als Wissenschaftler, was wohl seinen Grund auch darin hat, dass letztere zumindest materiell nicht auf diese Art von Anerkennung angewiesen sind.

12 Ich stütze mich im Folgenden auf eine willkürliche Stichprobe von Gutachten, die überwiegend, aber nicht ausschließlich, für österreichische Forschungsförderungseinrichtungen erstellt und den Antragstellern in Ausschnitten zur Verfügung gestellt wurden. In den meisten Fällen handelt es sich um Grundlagenforschung, in wenigen um Projekte, die in einem EU-Rahmenprogramm eingereicht wurde. Immer waren die Antragsteller Soziologen. Einige der folgenden Zitate beziehen sich auf genehmigte, andere auf abgelehnte Projektanträge. Die Zitate aus den Gutachten werden aus naheliegenden Gründen ohne Zustimmung ihrer Verfasser(innen) zitiert. Ich habe mich um weitest gehende Anonymisierung bemüht. Die im statistischen Sinn willkürliche Datengrundlage der folgenden Ausführungen ist aus dem folgenden Grund ohne Bedeutung: Wenn das Auftreten systematischer Verzerrungen gezeigt werden kann, dann ist es zuerst einmal belanglos, wie häufig diese auftreten.

An *erster* Stelle ist auf den Umstand zu verweisen, dass hier immer geplante Arbeiten zu Beurteilung anstehen.¹³

Zweitens ist zu bedenken, dass nicht alle wissenschaftlichen Disziplinen dieselben Arten von Wissen generieren und dass die Vorhersehbarkeit der Konturen künftigen Wissens nicht für alle in gleicher Weise gegeben ist. Beide Umstände haben vermutlich auch Einfluss auf das Ausmaß an Konsens, der in der jeweiligen Disziplin herrscht.

Drittens treten diejenigen, die Forschungsprojekte zur Finanzierung einreichen, den Gutachtern nur in Form von CVs, Publikationslisten und Vorarbeiten gegenüber. Der Antragsteller ist dem Gutachter nicht bekannt, weil mancherorts jede Art von persönlicher Nähe ein Ausschließungsgrund ist.

Daher gelten GutachterInnen als positiv oder negativ befangen, wenn [...] die GutachterInnen mit den AntragstellerInnen (inkl. MitarbeiterInnen) in den letzten fünf Jahren gemeinsam publiziert, kooperiert, in professionsspezifischen und häufig und regelmäßig treffenden Gremien vertreten waren oder an der gleichen Forschungsstätte gearbeitet haben.¹⁴

Da die Gutachter des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) angehalten sind, die »wissenschaftliche Qualität bzw. das Potential der beteiligten WissenschaftlerInnen«¹⁵ zu beurteilen, eine Vertrautheit mit den Gegebenheiten in diesem Land aber keine Voraussetzung der Gutachtenserteilung darstellt, sind (Fehl-)Urteile wahrscheinlich.

Viertens werden die Stellungnahmen der Gutachter von einer Institution und deren Gremien weiterverarbeitet, deren fachliche Expertise nicht in allen Fällen mit der fachlichen Kompetenz der Gutachter (und der Antragsteller) mithalten kann.

Fünftens scheinen den Gutachtern in vielen Fällen institutionelle Details der Antragstellung entweder nicht mitgeteilt zu werden oder sie kümmern sich nicht darum, diese bei ihren Voten zu berücksichtigen.

Sechstens – und das ist, wie wir sehen werden, besonders folgenreich – stehen den Antragstellern im Fall der Ablehnung ihres Projektes oftmals keine alternativen Finanzierungsquellen zur Auswahl, was die Antragstel-

13 Ich sehe im Folgenden davon ab, dass die nationalen Fördereinrichtungen oft auch andere Programmschienen bedienen und beschränke mich auf Einzelprojektanträge.

14 www.fwf.ac.at/de/applications/pub/pub_profile-befangenenheiten-gutachterinnen.pdf, Zugriff: 19.12.2012.

15 Dieses und weitere Zitate stammen aus dem Formular des FWF, das hier eingesehen werden kann: www.fwf.ac.at/de/projects/entscheidungsverfahren/fwf-entscheidungsverfahren.pdf, Zugriff: 19.12.2012.

lung zu einem höchst riskanten Unternehmen macht (und die Gutachter, sofern sie um diese Besonderheit wissen, zu besonders sorgfältiger Vorgangsweise auffordern sollte).

Betrachten wir einige dieser Besonderheiten etwas eingehender. Vorweg sei allerdings versichert, dass die nachfolgenden Anmerkungen nicht als Fundamentalkritik an der Forschungsfinanzierung durch Fonds und externe Gutachter verstanden werden soll. Ich bin durchaus damit einverstanden, dass nicht alle Projektvorschläge genehmigt werden, hege allerdings Zweifel, dass im gegenwärtigen Verfahren die Auswahl optimal erfolgt.¹⁶

Urteile über Pläne

Im Gegensatz zur Beurteilung eines Textes, der zur Veröffentlichung eingereicht wird, enthalten Exposés von Forschungsprojekten bekanntlich nur Ausführungen über noch nicht durchgeführte Arbeiten. Die sogenannte »ex ante«-Evaluation erfolgt auf drei Ebenen: die Inspektion der bisherigen Arbeiten der antragstellenden Forscher soll abschätzen helfen, ob sie in der Lage sein werden, das geplante Projekt erfolgreich bearbeiten zu können. Das Forschungsexposé soll auf seine Innovativität hin geprüft werden, und drittens soll eine Beurteilung der projektspezifischen Vorarbeiten die ersten beiden Urteile zu fällen erleichtern. Zunehmend häufiger werden Projektanträge erst eingereicht, wenn wesentliche Teile der Forschung schon durchgeführt wurden.¹⁷ Bei zwei der drei Beurteilungen kann der Antragsteller den Eindruck, den er auf Gutachter macht, manipulieren: Nicht nur kann man auf erfolgreich bewältigte Teilarbeiten verweisen, auch die Präsentation des ganzen Vorhabens fällt einem leichter, wenn man nicht nur Pläne schmiedet, sondern bewältigte Forschungsschritte als noch zu erledigende darstellt. Die Einreichung von work-in-progress-Forschungsvorhaben bevorzugt ohne Zweifel jene Forscher, die (aus welchen Gründen

¹⁶ Es ist auch nicht persönlicher Groll über eine zu hohe Ablehnungsrate von mir eingereichter Projekte, der mich zum Verfassen dieses Textes motivierte. Meine persönliche Genehmigungsrate liegt mit einem Drittel durchaus im vertretbaren Rahmen. Worum es mir geht, ist auf einige, meines Erachtens systematische Mängel aufmerksam zu machen.

¹⁷ Wissenschaftler aus Disziplinen, in denen kumulativ geforscht wird, stellen daher einen Forschungsantrag erst, nachdem wesentliche Teile des Projekts schon erledigt wurden, und beginnen nach dessen Genehmigung mit einem neuen Projekt, das sie wiederum knapp vor dessen Abschluss in einen Forschungsantrag gießen. Aus der Soziologie ist mir eine derartige Anpassung an die geänderten Gelegenheitsstrukturen nicht bekannt.

auch immer) über große Drittmittelverfügungen oder hoch spezialisiert forschen. In einem Fall ist der Matthäus-Effekt am Werk und im anderen droht mehr vom immer gleichen.¹⁸

Soziologisches Wissen generalisierenden Typs, wie wir es prototypisch in den prominentesten Zeitschriften oder in den Büchern jener Autoren finden, die als »Theoretiker« über ihre Sprach- und Landesgrenzen hinweg rezipiert werden, bildet den noblen Kern der mit universalistischem Anspruch auftretenden Soziologie.

Daneben gibt es aber auch nationalstaatlich gebundenes Wissen, das jenseits der jeweiligen Landesgrenzen selten Beachtung findet und vielfach dort auch nicht verstanden werden würde, weil dazu eine Vertrautheit mit nationalstaatlichen Gegebenheiten erforderlich ist. Vielfach wird dieser zweite Typ von Wissen durch Programm-¹⁹ oder Auftragsforschung generiert, doch manches lokale, regionale oder auch nationalstaatliche Problem findet keinen Auftraggeber und wird daher zur Förderung einem der Grundlagenforschung gewidmeten Fonds unterbreitet, obwohl den Antragstellern bewusst ist, dass es beispielsweise schwierig ist, einen Nicht-Österreicher davon zu überzeugen, dass es (nicht nur) aus österreichischer Sicht sinnvoll sein kann, sich mit der politischen Kultur, sagen wir, Kärntens eingehender auseinanderzusetzen.²⁰ Weniger bewusst scheint Antragstellern zu sein, dass nicht alle Förderfonds die Grenzen der Grundlagenforschung gleich ziehen. Zwischen (förderungsfähiger) Grundlagen- und anderer (nicht förderungswürdiger) Forschung wird mancherorts schärfer unterschieden als es beispielsweise in der Soziologie im Allgemeinen üblich ist. Beim österreichischen FWF haben beispielsweise der Anwendungsperspektive verdächtige Projekte und solche, die der Frage der Generalisierbarkeit der erst noch zu findenden Ergebnisse (vielleicht aus Bescheidenheit) vorweg zu wenig Aufmerksamkeit widmen, kaum Chance auf Genehmigung. Ein diese Art von Wissen anstrebendes Forschungsvorhaben, das

18 Manche Forschungsförderungseinrichtungen scheinen mittlerweile diesbezüglich ein Problembewusstsein entwickelt zu haben und sehen eigene Förderschienen für Projekte vor, die als »frontier«, »high risk«, »cutting edge«, »potentially high-impact« oder dergleichen bezeichnet werden.

19 Beispielsweise schreiben sowohl das britische ESRC als auch die amerikanische NSF derartige Programme aus, während der österreichische FWF nur »bottom up«-Projekte fördert.

20 Ähnliche Erfahrungen macht man als Österreicher, der einem deutschen Verlag ein Manuskript über eine soziologische Studie offeriert, deren Erhebungsgebiet in Österreich liegt. Dabei kann man den Eindruck gewinnen, dass es wohl einfacher wäre, eine Studie über die Trobriander-Inseln zu platzieren.

in der Lage ist, den Vorbehalt mangelnder Generalisierung erfolgreich auszuräumen, wird dennoch häufiger scheitern, weil die internationalen Gutachter das nötig »lokale« Wissen nicht besitzen.²¹

Schließlich bringt die Soziologie auch Wissen hervor, das auf Anregungen von Klienten geschaffen wurde. Das Großunternehmen ABC will wissen, ob seine menschenfreundlichere Gestaltung der Arbeitsplätze zu einer Steigerung der Produktivität führt und Soziologen, die dies untersuchen, können im Normalfall nicht damit rechnen, dass ihr Endbericht breitere Leserschaft findet. Diese Variante von Forschung ähnelt dem *Mode 2*, der bekanntlich nicht über Fonds finanziert wird, die der Grundlagenforschung gewidmet sind, und bei dessen Auftragsvergabe Gutachter meist eine unbedeutende Rolle spielen (Gibbons et al. 1994; Nowotny et al. 2001).

Von der Soziologie – und einigen benachbarten Disziplinen – kann man nicht behaupten, dass es in ihr einen auch nur vagen Konsens darüber gäbe, welches die nächsten zu lösenden Rätsel seien. Nicht nur der Elementarteilchenphysik ist klar, was nach dem Higgs kommt, auch in der Archäologie scheint es einen breiteren Konsens darüber zu geben, in welche Richtung eine antike Grabungsstätte ausgedehnt werden soll. Jene wissenschaftlichen Disziplinen, die sich damit begnügen (können), nur eine Art von Wissen zu generieren, haben einen doppelten Vorteil. Solange und insofern ihr Status als ernst zu nehmende Wissenschaft nicht in Zweifel gezogen wird, können sie alle Projekte einreichen, da, was immer sie forschen, gleichsam per definitionem Grundlagenforschung ist. Es wäre irreführend zu glauben, dass es sich dabei nur um so genannte harte Wissenschaften wie die Mathematik handelt, auch so arkane Forschungsbereiche wie Tibetologie und Ägyptologie gehören hierher. Man kann die begründete Vermutung hegen, dass Forschungsbereiche wie die eben genannten auch einen höheren Grad der Binnenkohäsion aufweisen, was wohl der Grund für ihre vergleichsweise hohen Genehmigungsraten ist.²²

21 Die scharfen Befangenheitsregeln des FWF tun das ihre dazu, weil tendenziell all jene Nicht-Österreicher als Gutachter ausgeschlossen werden, die Gelegenheit hatten, während eines Gastaufenthalts lokales Wissen zu erwerben.

22 Der FWF berichtet routinemäßig nur über Genehmigungsquoten auf hohem Aggregatniveau, wodurch Differenzen innerhalb der (drei) Disziplingruppen Life Sciences, Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK) und Naturwissenschaft und Technik zum Verschwinden gebracht werden. In einem »Diskussionspapier« finden sich allerdings Daten auf niedrig aggregiertem Niveau, die deutlich machen, dass die Bandbreite von der Mathematik mit einer Bewilligungsquote von 67,6% bis zu den Sozialwissenschaften (Politikwissenschaft und Soziologie) mit 26,5% reicht und jene GSK-Fächer, zu denen

In einer Zufallsstichprobe von Soziologen findet man wahrscheinlich nicht einmal eine einfache Mehrheit dafür, dass das SOEP oder der ALLBUS auch im kommenden Jahr finanziert werden sollen.²³ Gerade angesichts dieser kollektiven Unsicherheit (oder Uneinigkeit) darüber, was als nächstes erforscht werden sollte, wäre hermeneutische Sorgfalt gegenüber den Ausführungen über geplante künftige Arbeitsvorhaben angebracht. Tatsächlich finden wir aber in Gutachten regelmäßig geradezu das Gegenteil, nämlich inkompetente Urteile, die nicht einmal das berücksichtigen, was in dem jeweiligen Projektexposé nachgelesen werden könnte.

Die Erschließung wissenschaftlichen Neulands [das ist eines der Kriterien, das Gutachtern vorgegeben wird] ist insofern stark eingeschränkt, da nach dem Forschungs-Design lediglich »a systematic comparison of successful [nähere Kennzeichnung der untersuchten Population]« vorgesehen ist [Seitenverweis auf Projektantrag], in neueren Studien über [Kennzeichnung eines Forschungsfeldes] jedoch immer auch [Detail aus dem Forschungsfeld] einbezogen wurden. Das vorgeschlagene Forschungs-Design lässt daher keine signifikanten Fortschritte im Bereich der [Feldkennzeichnung]-Forschung erwarten.²⁴

Wäre in dem Projektexposé nicht ausdrücklich darauf hingewiesen worden, dass in dem zu untersuchenden spezifischen Feld das angeblich »immer auch Einbezogene« nicht zugänglich ist, könnte man die Kritik akzeptieren. Angesichts der fehlenden Lesesorgfalt des Gutachters/der Gutachterin, die sich auch darin zeigt, dass der in obigem Zitat zuletzt genannte »Bereich der [...] Forschung« nicht jener ist, zu dem das Forschungsprojekt einen Beitrag liefern wollte, kann man sich nur damit abfinden, einem Fall von tertiärem Analphabetismus begegnet zu sein.

auch die Tibetologie und die Ägyptologie gehören, im Bereich von 55% bzw. 54% liegen (Fischer, Reckling 2010: 9, Abb. 4).

23 Charakteristischerweise finanziert die US-amerikanische NSF den General Social Survey und ähnliche »long-term survey projects« durch ein eigenes Programm »Metadata for Long-standing Large-Scale Social Science Surveys (META-SSS)«, www.nsf.gov/funding/pgm_summ.jsp?pims_id=504705, Zugriff: 4.1.2013.

24 Von Insidern wurde mir entgegengehalten, dass man Gutachten nur in ihrer Gesamtheit zutreffend würdigen könne und (m)ein selektives Zitieren irreführend sei. Ich gestehe gerne zu, dass das im Prinzip richtig ist und dass ein Herauspicken von leicht kritisierbaren Formulierungen tatsächlich ein Problem darstellt. Andererseits scheinen Forschungsförderungsinstitutionen wie beispielsweise dem FWF auch geringfügige Einwände zu genügen, um Projekte zur Überarbeitung und Neueinreichung zurückzuweisen. In diesem Sinne scheint mir das Auftreten auch nur partiellen tertiären Analphabetismus problematisch genug zu sein, um darauf hinzuweisen.

Zur Leseschwäche von Mitgliedern des tertiären Bildungssektors zählen aber auch schlichte alltagsprachliche Unzulänglichkeiten, wie folgendes Zitat aus einem anderen Gutachten illustriert:

Der Zusammenhang der Fragestellung mit [dem Programm, innerhalb dessen das Projekt beantragt wurde] liegt zwar auf der Hand, der Antrag geht aber darauf in keiner Weise ein.

Wenn ein Zusammenhang ohnehin auf der Hand liegt, warum sollten dann Verfasser von Forschungsexposés, die ohnehin stets Umfangsbeschränkungen zu beachten haben, darauf eingehen?

Häufig bringen Gutachter vor, dass er (sie) eine ganz andere Studie machen bzw. ein ganz anderes Design vorziehen würde, wenn er (sie) in diesem Bereich forschte.

I also think that a comparative study that has the US as the other country is not an appropriate design. The US was where the [Untersuchungsgegenstand] were coming from. To study the diffusion of [Untersuchungsgegenstand], it makes more sense to me to compare the success of failures of [Organisationen] in various European countries than to compare the [Land] experience with that of the U.S.

Statt zu argumentieren, warum das vorgeschlagene Design ungenügend sei, begnügen sich Gutachter(innen), wie der (die) eben zitierte, damit zu behaupten, dass man auch etwas ganz anderes forschen könnte. Eine These, die jedenfalls stimmt, aber nichts zur Verbesserung des vorgeschlagenen Forschungsvorhabens beiträgt.

Schließlich findet man in Gutachten überhäufig Urteile, wie das folgende, die ob ihrer Vagheit das hermeneutische Prinzip der Textadäquanz mit Füßen treten:

(Ich) möchte ausdrücklich betonen, daß ich interdisziplinäre Studien sehr begrüße und mir durchaus etwas davon verspreche, wenn z.B. [Bindestrich-]soziologen [...] wissenschaftliche Entwicklungen benachbarter Disziplinen untersuchen. Interdisziplinarität verlangt aber das Eingehen auf die untersuchten Wissenschaften und das Aufnehmen bereits erreichter Resultate. Wenn einem die Vorkenntnisse fehlen, um in eine benachbarte Disziplin einzudringen, muß man die Zusammenarbeit mit Vertretern dieser Disziplin suchen. Der Einbezug [Disziplinname] Sachverstandes in das Forschungsprojekt scheint aber nicht vorgesehen zu sein.

Nun stimmt wohl, dass Soziologen sich gerne anmaßen, über alles und jedes Bescheid zu wissen und sich daher auch nicht scheuen, Routinen der Wissensproduktion in benachbarten Disziplinen zu ignorieren. Doch warum eine soziologische Studie, die sich beispielsweise mit der Praxis der

Zusammenstellung des Warenkorbs befassen will, der der Berechnung der Teuerung zugrunde liegt, deswegen auch Volks- und Betriebswirte ins Forschungsteam aufnehmen müssen soll, bleibt das Geheimnis des eben zitierten Gutachters. (Der Warenkorb war nicht Gegenstand obigen Projekts, sondern dient hier aus Gründen der Sicherung der Anonymität nur als Analogie.)

Das Problem der Beurteilung geplanter Arbeit kann auch wohlwillender behandelt werden, wie das folgende Zitat zeigt:

This is a project of major importance to the international scientific community, even though a large fraction of the story is already known, in broad outline. There is a definite contribution, however, in this project, important and worthwhile in itself. The contribution or originality consists in two elements [...]

Natürlich hätte diese(r) Gutachter(in) dasselbe auch diametral entgegengesetzt formulieren können. Dazu hätte es genügt, statt »major« »minor« zu schreiben, »even tough« durch »but« zu ersetzen und statt »definite contribution« »indefinite contribution« zu schreiben.

In Ermangelung von Daten über die Verfasser von Gutachten muss ich mich hier mit allgemeinen Überlegungen begnügen, die allerdings auf etwas aufmerksam machen können, was (soziologische) Gutachter scheinbar nicht in Rechnung stellen. Eine wohlwollende Beurteilung von Forschungsprojekten würde in den meisten Fällen der Disziplin als Ganzes zum Vorteil geraten. Viele Fonds, die Forschungsgelder vergeben, tun das ja nicht entlang von Disziplin-Quoten, sondern kompetitiv über alle Disziplinen hinweg. Gutachter, die ein Projekt runtermachen, haben davon individuell keinen Nutzen, weil sie zumeist nicht bei dem Fonds, dessen Einladung zur Begutachtung sie angenommen haben, antragsberechtigt sind. Sie fördern mit ihrem ablehnenden Urteil aber auch nicht ihre Disziplin, weil es sich um kein Null-Summen-Spiel handelt: Die Ablehnung des einen Projekts aus der Disziplin y kommt nicht direkt einem anderen Projekt derselben Disziplin zu Gute, sondern das nicht verteilte Geld bleibt im allgemeinen Fördertopf oder geht an ein Projekt aus der Disziplin z. Professionspolitisch wäre daher eher anzunehmen, dass es bei den Forschungsförderungsfonds, die kompetitiv über alle Disziplinen Gelder verteilen, zu einer Gutachterbenotungs-inflation kommt, weil das die eigene Disziplin jedenfalls in eine bessere Lage versetzt. Warum verhalten sich Gutachter ihrer Disziplin gegenüber nicht nutzenmaximierend, und warum kommt es – anders als bei der Studierendenbenotung – zu keiner Noten-Inflation?

Mir scheint, dass der Grund in der Anonymität der Gutachter zu suchen ist. In der gegenwärtigen Wissenschaftskultur haben dessen Mitglieder nur wenige Möglichkeiten, sanktionsfrei negativ zu urteilen. Scharfe Verrisse von Veröffentlichungen von Disziplingenossen sind rar, jedenfalls viel seltener zu finden als vor, sagen wir, drei Generationen.²⁵ Studentische Leistungen und Abschlussarbeiten negativ zu beurteilen führt heute zu höheren Kosten als noch vor kurzem. Die zunehmende Verrechtlichung des universitären Betriebs, gerichtliche Klagen von Studierenden, aber auch die Gewährung von Einspruchsmöglichkeiten bei Entscheidungen über Beförderungen oder Erstbestellungen, all das lässt durchschnittliche Wissenschaftler davor zurückschrecken, einen »Krieg« mit jemandem zu beginnen. Da wirkt die Gutachtertätigkeit geradezu als Ventil, um die Normalverteilung der eigenen Urteile sicherzustellen. Hier bin ich frei, hier bin ich Mensch, hier kann ich mich austoben. Insider des FWF widersprechen diesem Urteil und betonen, dass die überwiegende Mehrheit der Gutachten in einem wohlwollenden Ton verfasst sei; ich kann dem nur meine eigene und die Erfahrung jener entgegen halten, mit denen ich im Zuge der Recherche zu diesem Artikel Gespräche geführt habe.

Neben der Perspektive auf die Rollenperformanz von Gutachtern muss man auch bedenken, dass die Tätigkeit als Gutachter nur wenige positive Anreize bereithält. Neben der Zufriedenheit über die Wahrnehmung der eigenen Bedeutung, die sich beim Öffnen der E-mail oder des Briefes einstellt, worin man um eine Gutachtertätigkeit gebeten wird, bleibt nur noch der selbst zu erledigende Vermerk im eigenen CV unter »Gutachten«. Wer dennoch Gutachten übernimmt²⁶, erledigt die dafür nötige Arbeit mit vergleichsweise verminderter Sorgfalt. Die große Zahl an Tippfehlern, Formulierungsschwächen und offensichtlichen Irrtümer, die man in Gutachten antrifft, aber auch die Zeit, die Gutachter verstreichen lassen, bis sie das rasch Zugesagte dann auch wirklich (falls überhaupt) abliefern, spricht für diese Deutung, auch wenn ich zugestehen muss, dass die empirische Basis, auf der dieses Urteil ruht, schmal ist.

Zur geringen sozialen Achtung der Tätigkeit von Gutachtern tragen die Institutionen wesentlich bei, die Gutachten erbitten und ohne deren Liefe-

25 Der gegenwärtige Herausgeber der *Contemporary Sociology* wird nicht müde das zu beklagen (Sica 2012).

26 Der FWF berichtet, dass im Zeitraum 2009 bis 2011 fast zwei Drittel der um Gutachten Gebetenen diese nicht lieferten (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2012: 22, Tab. 3).

rung sie nicht funktionieren würden. Die wenigsten Forschungsförderungseinrichtungen informieren die Gutachter über den Ausgang des Verfahrens.²⁷

Urteile über Personen und deren Zukunft

Eine mangelhafte Sorgfalt auf Seiten der Gutachter kann man beim Studium ihrer Texte an jenen Stellen gut beobachten, wo sie gebeten werden, die »Karriereentwicklung der Projektbeteiligten« zu beurteilen. Das tun zu können, setzt eine hinreichende Vertrautheit mit lokalen Gegebenheiten voraus, deren Vorhandensein mit der sozialen und räumlichen Entfernung vom zu beurteilenden akademischen Habitat abnimmt. Dazu kommt, dass diese Antragsteller weit weniger internationale Reputation besitzen als beispielsweise Kandidaten für Preise. Aus den mir vorliegenden Gutachten dazu Zitate zu bringen, verbietet die von mir abgegebene Versicherung, die Texte nur anonymisiert zu verwenden. Meine eigene Person betreffend konnte ich beispielsweise Folgendes lesen:

Herr Prof. Dr. C. Fleck wird in den nächsten zwei bis drei Jahren nach eigenen Angaben mit der Herausgabe der Sektion »History of the Social and Behavioral Science« der zweiten Auflage der International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences befasst sein. Ein Bezug des beantragten Projektvorhabens zu dieser Herausgeberrätigkeit ist nicht erkennbar.

An der entsprechenden Stelle des Formulars, die der (die) Gutachter(in) überlesen hat mag, gab ich den Anteil meiner Arbeitszeit, die ich dem Projekt im Fall der Genehmigung widmen würde, mit 7 Prozent an.

Currently an associate professor, so a major project like this, if carried out successfully, could be important in securing his eventual promotion to full professor.

Der freundlich gemeinte Ausblick meiner Karriereentwicklung steht jedoch in diametralem Gegensatz zum Modus der Beförderung in Österreich.

²⁷ Das hat sich bei Zeitschriften mittlerweile geändert und die Rückmeldung unter Einschluss der anderen Gutachten führt wohl zu einer Verbesserung des ganzen Verfahrens. Dass Zeitschriftenherausgeber ihre freiwilligen Mitarbeiter besser behandeln als Forschungsförderungsfonds wird man wohl darauf zurückführen können, dass erstere ein größeres Eigeninteresse an der Pflege des Gutachterpools haben, während die Fonds meinen, (noch) auf eine große Zahl von ansprechbaren Wissenschaftler zurückgreifen zu können.

Selten findet man in Gutachten Hinweise wie den folgenden:

I do not know enough about the Austrian academic scene to comment on the relevance of this project to their domestic career paths.²⁸

Warum der FWF eine paradoxe Doppelstrategie – möglichst fremde Gutachter, die allerdings lokale Karriereentwicklungen beurteilen können sollen – aufrechterhält, bleibt sein Geheimnis.

Vorenthaltenes Wissen

Noch weniger als manche Gutachter(innen) mit dem Land und seinen akademischen Gepflogenheiten vertraut sein mögen, über dessen Forschungsexposés sie zu urteilen gebeten wurden, werden sie darüber informiert, was mit ihrem Votum genau geschieht. Um das zu verstehen, muss man wissen, in welcher Form die Gutachter ihre Meinung kundzutun gebeten werden. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich beispielhaft auf den Fall des österreichischen FWF, einige der im Folgenden formulierten Kritikpunkte sind aber vermutlich auch auf andere Länder und deren Institutionen übertragbar.

Der FWF übermittelt allen Gutachtern (in Deutsch oder Englisch) ein Formular, das für alle Disziplinen gleich gestaltet ist. Da sich der FWF (im Unterschied zu vergleichbaren Fonds in Deutschland, Großbritannien und den USA, aber ähnlich wie die tschechischen und serbischen Forschungsförderungseinrichtungen) vor einigen Jahren entschlossen hat, Projektanträge nicht durch eine(n) in Österreich tätige(n) Wissenschaftler(in), sondern ausschließlich international beurteilen zu lassen, sind nicht nur die Anträge in Englisch einzureichen, sondern auch die meisten Gutachten englischsprachig (der Anteil der Gutachten aus Deutschland und der Schweiz ging von 70% im Jahr 1982 auf 20% im Jahr 2011 zurück). Das Gutachterformular besteht aus zwei Teilen, deren erster dem Antragsteller vollständig bekannt gegeben wird, während der zweite »vertrauliche« Teil nur den Gremien des FWF vorgelegt wird. Letzterer enthält am Ende auch eine Beurteilungsskala »Gesamtbewertung des Forschungsvorhabens«, die

28 Insider haben mich darauf aufmerksam gemacht, dass derartige Bekundungen mangelnder Vertraulichkeit »eher häufig« zu finden seien. Dann stellt sich allerdings die Frage, ob die Anforderungen an die Gutachter dem nicht Rechnung tragen sollten.

von 10 bis 100 reicht und in fünf Gruppen gegliedert ist: »exzellent (100-95), sehr gut (90-85-80), gut (75-70-65-60), durchschnittlich (55-50-45-40-35), unzureichend (30-25-20-15-10)«. ²⁹ Der FWF informiert die Gutachter an dieser Stelle des Formulars auch darüber, »dass der FWF aufgrund seines hohen Qualitätsanspruches vorwiegend Projekte, die im Bereich sehr gut bis exzellent beurteilt wurden, fördert«, ohne zu erklären, was mit »vorwiegend« gemeint sei. ³⁰

Die Auswahl der Gutachter nehmen die beiden Fachreferenten in Kooperation mit einem administrativen Mitarbeiter des FWF vor. Fachreferent und Stellvertreter sind österreichische Universitätslehrer und in der Regel im FWF für mehrere Fächer zuständig. Die Soziologie wird unter dem Obertitel Sozialwissenschaften II seit 2011 gemeinsam mit der Sozialpsychologie und sozialwissenschaftlichen Kulturwissenschaften ³¹ administriert, und die beiden Referenten sind daher mit dem jeweiligen Nachbarfach wahrscheinlich weniger vertraut (wobei es ja schon eine ziemliche Anforderung darstellt, das Gesamtgebiet der Soziologie zu überblicken). Die Auswahl der Gutachter ist daher mit allergrößter Wahrscheinlichkeit die wirkliche Hürde, die ein Projekt zu nehmen hat. Über das Auswahlverfahren schweigen sich der FWF und seine Mitarbeiter, aber auch die Fachreferenten aus. Im Unterschied zu Gepflogenheiten von Zeitschriften gibt es keine Veröffentlichung der Namen derer, die in einem bestimmten Zeitraum als Gutachter tätig waren, was in den Wissenschaftlertgemeinschaften zu allerhand Mutmaßungen Anlass bietet.

Die Zahl der Gutachten, die vorliegen müssen, hängt von der beantragten Summe ab. Mindestens sind zwei Gutachten nötig, und um diese Zahl rasch zu erzielen, wird vom FWF in der Regel bei mehreren Gutachtern angefragt. Sagen mehr als nötig zu und senden ihre Gutachten auch termingerecht ein, werden alle Gutachten dem Entscheidungen treffenden Gremium übermittelt. Das Kuratorium besteht aus allen Fachreferenten und dem Präsidium, doch von den Beratungen sind jene Mitglieder ausge-

29 Bis 2008 wurde eine andere Skala benutzt, die von »hervorragend (100-95-90), sehr gut (85-80-75), durchschnittlich (70-65-60-55), unterdurchschnittlich (50-45-40-35) bis unzureichend (30-25-20-10)« reichte.

30 Faktisch dürften Projekte, die zwar im Bereich »sehr gut« benotet wurden, aber nur 80 oder 85 Punkte erhielten, kaum eine Chance auf Genehmigung haben, sodass das »vorwiegend« bestenfalls für die Hälfte der »sehr guten« gilt.

31 Sozialwissenschaften I umfasst Politikwissenschaften, Rechts- und Verwaltungswissenschaften, sozialwissenschaftliche Umweltwissenschaften. www.fwf.ac.at/de/portrait/kuratorium.html, Zugriff: 19.12.2012.

geschlossen, die mit dem Antragsteller in der Vergangenheit kooperiert haben.³² Die Größe Österreichs hat zur Folge, dass oft genug das Kuratorium über Projekte zu befinden hat, ohne dass sich auch nur ein fachnaher Vertreter an der Diskussion beteiligen könnte.

Die Entscheidung wird in den meisten Fällen auf der Grundlage der Skalenbeurteilung getroffen. Meines Wissens wird das den Gutachtern aber nicht mitgeteilt.³³ Tatsächlich erfolgt die Entscheidungsfindung im rund 30-köpfigen Kuratorium ohne viel Diskussion. Die administrativen Mitarbeiter bereiten knappe Überblicksdarstellungen jedes zur Entscheidung anstehenden Projekts vor, die allen Kuratoren übermittelt werden. (Nur der jeweilige Referent und das drei Personen umfassende Präsidium haben die vollständigen Unterlagen vor sich liegen.) Die kleine Zahl der Projekte der Kategorie A werden, weil allseits positiv beurteilt und bewertet, nahezu diskussionslos genehmigt und ebenso die in die Kategorie C fallenden abgelehnt. Eingehender wird nur die Mittelgruppe B behandelt; das sind überwiegend positiv beurteilte Projekte, von denen in der jeweiligen Sitzung nur jene Zahl genehmigt wird, die zu diesem Zeitpunkt auch finanziert werden kann. Eine inhaltliche Diskussion über die zur Genehmigung anstehenden Projekte ist ausdrücklich nicht vorgesehen – die Fachreferenten sind gehalten, nur die Meinungen der Gutachter darzustellen und dürfen diese bestenfalls interpretieren. Da die Projekte in der Reihenfolge ihres Einlangens behandelt werden, haben weiter hinten platzierte jedenfalls weniger Chance auf Genehmigung, weil nicht alle B-Anträge gegeneinander abgewogen werden, sondern die Reihenfolge eingehalten wird.

Trotz dieses Zufallsurteile geradezu provozierenden Procedere scheinen die Kuratoriumsmitglieder mit dem Verfahren zufrieden zu sein. Ein ehemaliges Mitglied meinte gar, das FWF-Kuratorium sei das rationalste Gremium, das er (sie) in Österreich kennen gelernt habe. Mir scheint, die generelle Zufriedenheit ist ein *mixtum compositum* aus wechselseitiger Versicherung der Beteiligten, sich redlich zu bemühen, und dem Umstand, dass sich alle Beteiligten bewusst sind, wegen der notorischen Unterfinanzierung auch sehr gute Projekte ablehnen zu müssen. Diese kollektive

32 www.fwf.ac.at/de/applications/pub/pub_profile-befangenheiten-gutachterinnen.pdf,
Zugriff: 19.12.2012.

33 In der neueren Version findet sich die Mehrdeutigkeit nicht mehr, die bis 2008 für Verwirrung sorgen konnte: »Exzellente« fand keine Entsprechung in den verbalen Erläuterungen zur Skala von 100 bis 10, sodass Gutachter auf die Idee verfallen konnten, dass zwischen »hervorragend« und »exzellente« kein Unterschied gemacht wird.

Übung in Dissonanzreduktion scheint dem Unbeteiligten nicht gerade der Ausweis höchster Rationalität zu sein.

In Befolgung der endemischen Evaluationskultur-Normen hat der FWF mehrere Studien in Auftrag gegeben³⁴, die allfällige Benachteiligungen identifizieren sollten – und zur großen Zufriedenheit des Auftraggebers fanden die Forscher keine: Weder Geschlecht, noch Alter, noch (hochaggregierte) Disziplinzugehörigkeit variieren systematisch mit der Genehmigungsrate. Allerdings scheinen die falschen Fragen gestellt worden zu sein. Wenn jeder x-te Gutachter sich als tertiärer Analphabet verhält, dieser aber nicht einer der Gruppen üblicher Verdächtiger (Frauenfeinde, Jugendverächter, Orchideenfächer-Kontrahenten) angehört, kann dennoch das falsche Projekt auf der Liste der abgelehnten landen: Es wird negativ beurteilt, weil dieser eine Gutachter den Neuigkeitswert der geplanten Forschung nicht zu erkennen in der Lage war, ohne dass er dabei den bekannten Diskriminierungsroutinen folgte. Gutachten werden im FWF nur dann ausgeschlossen, wenn in ihnen inkonsistent argumentiert wird; sobald Gutachtext und Skalenbeurteilung übereinstimmen, wird das Urteil akzeptiert, wenn die Formulierungen nicht offensichtlich unter das fallen, was Juristen heute einen Wertungsexzess nennen. Ein Projekt, das von 99% einer repräsentativen Stichprobe von Fachleuten als exzellent qualifiziert würde, kann daher scheitern, weil in der willkürlichen Stichprobe der wenigen Gutachter einer etwas auszusetzen fand. Ein Beispiel eines Forschungsantrags für ein sehr großes mehrjähriges Vorhaben, bei dem unter mehr als einem halben Dutzend Gutachten ein negatives dessen Ablehnung zur Folge hatte, möge das illustrieren. Diese(r) Gutachter(in) schrieb u.a.:

(T)he proposal has two major weaknesses. First, it appears to lack focus. Second, its novelty is highly overstated. Let me elaborate those two points.

First, the lack of focus already becomes obvious from the title, namely [folgt Projekttitel]. Of course, this would not be enough to make such a claim. However, further study of the proposal reveals that the planned [Projekt] consists of four main research areas, namely [Titel der Teilprojekte]. Interestingly, the proposal mentions that the choice of these research areas »rests on pragmatic and not on theoretical considerations.« Indeed, the elaboration of these research areas fails to convince the reader that there is a focus in the proposal.

Second, the presumed novelty of the proposed [Projekt] is stressed by the comment that »research in this area has been mainly conducted on an individual level without any formal forum of exchange« and that »the situation at the [Forschungsstätte] mirrored the general situation of the [Forschungsfeld]«. Now, the

34 Nachzulesen unter: www.fwf.ac.at/de/zur_diskussion/index.html, Zugriff: 4.1.2013.

proposers may have been misled by the fact that there are many programs labeled as [Titel eines benachbarten Forschungsfeldes]. However, philosophy has made a »natural turn« and science is broadly understood in these programs, with the result that they overlap with the proposed [Projekt].

In einem Telefonat mit einem Verantwortlichen des FWF wurde der Einwand, diese(r) Gutachter(in) habe unfair (was den ersten Punkt anlangt) und unrichtig (was den zweiten Einwand betrifft) geurteilt, unter Verweis darauf, dass das CV des(r) Gutachter(in) über jeden Verdacht erhaben sei, beiseitegeschoben. Willkürliche Urteile von tertiären Analphabeten gelten dem FWF als berücksichtigungswert, wenn sie von »international ausgewiesene(n) Fachleute(n)« kommen. Da über die Gutachten im FWF selbst nicht diskutiert wird, nimmt diese Forschungsförderungseinrichtung billigend in Kauf, dass ihren Förderentscheidungen falsche oder unfaire Urteile zugrunde liegen. Der wegen der finanziellen Unterdotierung bestehende strukturelle Zwang zu einer hohen Ablehnungsrate wird durch die Delegation an »international ausgewiesene Fachleute« verfahrensrational – und bleibt als willkürlich unerkannt, solange nicht entlang der üblichen Verdachtsgrößen diskriminiert wird.

Besonders folgenreich ist eine weitere Routine des FWF, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit den »international ausgewiesenen Fachleuten« nicht kommuniziert wird. Welche Möglichkeiten hat ein Antragsteller im Falle der Ablehnung? Man kann eine überarbeitete Version wieder einreichen oder das Projekt so gründlich ändern, dass es als Neuantrag vorgelegt wird. Die Entscheidung darüber ist dem Antragsteller überlassen. Im Fall der Wiedereinreichung muss zu den inhaltlichen Kommentaren der Gutachter Stellung genommen werden und man kann Gutachter für die zweite Runde ablehnen oder auch ausdrücklich weiterhin wünschen.³⁵ Jedenfalls bestellt der FWF zumindest ein neues Gutachten (oder, s.o., auch mehr als eines). Die Folgen kann man sich unschwer ausmalen: Irgendeiner findet immer ein Haar in der (Exposé-)Suppe.

Was ist nun aber, wenn die Gutachter das nicht wissen und beispielsweise die Praktiken des Forschungsförderungsfonds ihres Landes als auch in Österreich geltend ansehen? Nehmen wir beispielsweise an, im Land »D+CH« funktioniert das Ritual der Genehmigung so, dass Erstanträge schärfer kritisiert werden und die Abgelehnten dann gehalten sind, der ultimativen Weisheit der Gutachter Reverenz zu erweisen und dem überarbei-

35 Für Details siehe Punkt 6 der www.fwf.ac.at/de/applications/p/p_antragsrichtlinien.pdf, Zugriff: 19.12.2012.

teten Projektexposé all jene Wünsche inkorporieren, die der oder die Gutachter monierten, woraufhin das Projekt im zweiten Anlauf durchgewinkt wird. In diesem Fall ist der dem österreichischen Antragsteller als tertiärer Analphabet erscheinende Gutachter nichts anderes als ein wohlsozialisiertes Mitglied seiner nationalen Bezugsgruppe. Doch weder der vermeintliche tertiäre Analphabet noch der verbitterte Österreicher realisieren, dass sie in zwei ganz unterschiedlich gestalteten Spielen den Deppen geben.³⁶

Das Verfahren ist bei Fonds vom Typus FWF strikt und ausschließlich formal rational: Das Entscheidungen treffende Kuratorium unterwirft sich vollständig den aufsummierten Skalenbeurteilungen der externen Gutachter, deren Urteile, solange sie kohärent formuliert wurden, ohne Debatte akzeptiert werden. Fachreferenten, die die Genehmigungsrate ihrer Disziplin verbessern wollen, könnten das nur über die Selektion der Gutachter erreichen, doch wegen der großen Zahl der zu benennenden potentiellen Gutachter und deren Säumigkeit, sowie den extensiv definierten Befangenheitsregeln, ist der Spielraum der Manipulation gering. Der Verzicht auf eine inhaltliche Debatte der in den Gutachten formulierten Meinungen setzt das Zwei-Meinungen-Prinzip, das bei Zeitschriften zu einer Ausbalancierung der Urteile führt, außer Kraft. Wegen der geringen zur Verfügung stehenden Finanzmittel scheint der FWF froh zu sein, ein Verfahren zu haben, das zu einer hohen Ablehnungsrate führt, die Bevorzungen nach Geschlecht, Alter und hoch aggregierten Disziplinbündeln hintan halten kann.³⁷ Ob das zum Besten einzelner, intern stark fragmentierten Disziplinen (wie der Soziologie) ist, darf stark bezweifelt werden.

Da das Spektrum der Alternativen an Forschungsförderungseinrichtungen in den verschiedenen Staaten unterschiedlich weit ist, hat das negative Urteil von Gutachtern auch ganz divergente Folgen. Im österreichischen Fall hat der FWF eine Monopolstellung, da es in diesem Land keine wissenschaftliche Forschung finanzierende Stiftungen gibt, Gewerkschaften und andere Interessenvertretungen ebenfalls keine Fonds eingerichtet haben, an die man sich wenden könnte, wenn man beim FWF gescheitert ist. Dieses lokale Wissen gehört mit ziemlicher Sicherheit nicht zum Wissensfundus der vom FWF um Gutachten gebetenen »international ausgewiese-

36 Depp hier im Sinne von Garfinkels »judgmental dope«, der »in compliance with preestablished and legitimate alternatives of action that the common culture provides« handelt (Garfinkel 1967: 66).

37 In dem FWF-Diskussionspapier findet man nur statistische Angaben über alle Gutachten aller Disziplinen hinweg, was vermutlich wiederum die disziplinspezifischen Differenzen einebnert.

nen Fachleute«. FWF Insider bezweifelten merkwürdigerweise die hier aufgestellte Behauptung einer Monopolstellung des FWF bei der »bottom up«-Einzelprojektförderung.³⁸

Resümee

Die Suche danach, welche Ursachen und Gründe dem hier analysierten Phänomen des tertiären Analphabetismus zugrunde liegen mögen, führt zu folgendem überraschenden Ergebnis. Übel wollende Gutachter von bei Zeitschriften eingereichten Texten werden dank des Eigeninteresses der Zeitschriftenherausgeber und der Tatsache, leicht zugänglicher alternativer Veröffentlichungsmöglichkeiten in Zaum gehalten. Bei Preisverleihungen und ähnlichen Ehrungen würde die regelmäßige Missachtung von reputierlichen Kandidaten das Ansehen des Preiskomitees schädigen, während sich der Gesamtschaden für übergangene Kandidaten wegen ihres ohnehin schon gegebenen Prestiges in vertretbaren Grenzen hält. Problematisch ist hingegen das Wirken von unzureichend informierten Gutachtern im Fall von Forschungsprojektanträgen. Stehen Antragstellern keine alternativen Finanzierungsquellen zur Verfügung, sind sie den Meinungen und Skalenbeurteilungen der internationalen Gutachter völlig ausgeliefert. Was beim ersten Blick als Misanthropie tertiärer Analphabeten erscheint, stellt sich bei eingehenderen Analyse als unzulängliche Abstimmung unterschiedlicher Beurteilungskulturen heraus. Mangels Wissen um die Praktiken bei der Wiedereinreichung urteilen die vom FWF unzulänglich informierten Gutachter harsch, weil sie meinen, im zweiten Anlauf dann nachgiebiger sein zu sollen, ohne zu realisieren, dass zumindest ein Gutachter sich immer in der jeweils ersten Runde befindet. Die österreichischen Antragsteller sehen sich in jeder Runde mit zumindest einem Gutachten konfrontiert, das ihnen angesichts einer insgesamt sehr geringen Genehmigungsquote das (Projekt-)Genick brechen kann. Die Fachreferenten und anderen Akteure des FWF sind wegen der geringen, ihnen zur Verfügung stehenden Finanzmittel froh, ein Verfahren zu haben, das es ihnen erlaubt, nur »exzellente« Forschung zu fördern, obwohl man mit ebenso guten Gründen behaupten kann, dass es sich bei dem Verfahren um eines vom Typus

38 Metris (2011) verweist mehrfach auf fehlende Daten über die Struktur und das Ausmaß der Förderung der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften in Österreich.

Lottospiel handelt.³⁹ Spuren des tertiären Analphabetismus findet man bei allen Beteiligten: Österreichische Antragsteller halten Gutachter für lese-schwach, die Akteure des FWF halten zwei von drei österreichischen Forscher für international nicht wettbewerbsfähig und die ausländischen Gutachter schicken Gutachten nach Wien, ohne sich über die prozedurale Weiterverarbeitung ihrer Meinungen informiert zu haben.

Dank

Ich danke Kolleginnen und Kollegen, die mir freundlicherweise über ihre Erfahrungen Auskunft erteilten und Materialien zu Verfügung stellen. Craig Calhoun, Roland Hitzler, John Holmwood und Martina Löw bin ich für Hintergrundinformationen über die Praktiken der Forschungsförderungseinrichtungen in ihren Ländern zu Dank verpflichtet. Weiters danke ich jenen, die mir ihr Insiderwissen über die Routinen des österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) zur Verfügung stellten. Aus verständlichen Gründen sollen sie, ebenso wie jene, die eine frühere Version dieses Textes kommentierten, durch die Anonymität davor geschützt werden, mit dem hier Ausgeführten in Verbindung gebracht werden zu können.

Literatur

- Abbott, A. 1999: *Department & Discipline: Chicago Sociology at One Hundred*. Chicago: University of Chicago Press.
- Abbott, A. 2011: *Library Research Infrastructure for Humanistic and Social Scientific Scholarship in America in the Twentieth Century*. In C. Camic, N. Gross, M. Lamont (Hg.), *Social Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press, 43–87.
- Bell, D. 2000 [1960]: *The End of Ideology: On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bernhard, T. 2009: *Meine Preise*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

³⁹ Wer das selbst nachprüfen will, möge die Liste der genehmigten Projekte inspizieren: www.fwf.ac.at/de/projects/projekt_suche.html, Zugriff: 4.1.2013.

- Bornmann, L. 2011: Scientific peer review. *Annual Review of Information Science and Technology*, 45. Jg., 199–245.
- Crawford, E. 2002: *The Nobel Population 1901–1950: A Census of the Nominators and Nominees for the Prizes in Physics and Chemistry*. Tokyo: Universal Academy Press.
- Diggins, J. P. 1992 [1973]: *The Rise and Fall of American Left*. New York: W.W. Norton.
- Fischer, C., Reckling, F. 2010: Einflussfaktoren auf die Bewilligungswahrscheinlichkeiten im FWF-Entscheidungsverfahren. FWF-Einzelprojekte 1999 bis 2008, www.fwf.ac.at/de/downloads/pdf/FWF-Erfolgswahrscheinlichkeit_P-99-08_15-12-2010.pdf, Zugriff: 4.1.2013.
- Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2012: FWF Jahresbericht 2011, www.fwf.ac.at/de/public_relations/publikationen/jahresberichte/fwf-jahresbericht-2011.pdf, Zugriff: 4.1.2013.
- Frey, B. S. 2005: Gutachten im Wissenschaftsprozess. *Soziologie*, 34. Jg., Heft 2, 166–173.
- Friedman, R. M. 2001: *The Politics of Excellence: Behind the Nobel Prize in Science*. New York: W. H. Freeman.
- Garfinkel, H. 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gibbons M., Limoges, C., Nowotny, H., Schwartzman, S., Scott, P., Trow, M. 1994: *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage.
- Hamermesh, D. S. 1994: Facts and Myths about Refereeing. *Journal of Economic Perspectives*, 8. Jg., Heft 1, 153–163.
- Howe, S. 1999: *Pierce-Arrow*. New York: New Directions.
- Ichheiser, G. 1949: Misunderstandings in human relations. A study in false social perception. *American Journal of Sociology*, 55. Jg., Supplement, 1–70.
- König, T. 2012: *Die Frühgeschichte des Fulbright Program in Österreich. Transatlantische »Fühlungnahme auf dem Gebiete der Erziehung«*. Innsbruck: StudienVerlag.
- Lamont, M. 2009: *How Professors Think: Inside the Curious World of Academic Judgment*. Cambridge: Harvard University Press.
- Metris Country Report Social Sciences and Humanities in Austria 2011. www.metris.net.eu/metris//fileUpload/countryReports/Austria_2011.pdf, Zugriff: 4.1.2013
- Nowotny, H., Scott, P., Gibbons, M. 2001: *Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty*. Cambridge: Polity.
- Sica A. 2012: Editor's Remarks. *Contemporary Sociology*, 41. Jg., Heft 2, 137–138.
- Stolt, C. M. 2002: Why Did Freud Never Receive the Nobel Prize? In E. Crawford (Hg.), *Historical Studies in the Nobel Archives: The Prizes in Science and Medicine*. Tokyo: Universal Academy Press, 95–105.

Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie vergibt 2013 erstmals für herausragende Dissertationen den »Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie innerhalb der DGS«. Mit dem Preis wird eine empirisch, methodisch und/oder theoretisch herausragende Dissertation ausgezeichnet, die sich grundlegend mit Fragen der Stadt- und Regionalsoziologie auseinandersetzt. Der Preis wird alle zwei Jahre auf der Herbsttagung der Sektion verliehen, erstmals im Herbst 2013.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre an einer deutschen oder ausländischen Hochschule als Dissertation angenommen oder in dem Zeitraum publiziert wurden.

Über die Preisvergabe entscheidet eine vierköpfige, fachlich qualifizierte Jury. Das Preisgeld beträgt 1.000 €. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einzureichen sind ein Exemplar der Arbeit und eine Kurzfassung (eine DIN A4-Seite) jeweils in gedruckter und digitaler Form (pdf) bis **30. April 2013** an: Prof. Dr. Heike Herrmann, Marquardstr. 35, 36039 Fulda, E-Mail: Heike.Herrmann@hs-fulda.de

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dipl.-Soz. Annette Alberer-Leinen, Teising
Prof. Dr. Stefanie Averbek-Lietz, Bremen
Dipl.-Soz. Dominik Baldin, München
Dipl.-Soz. Natalia Besedovsky, Berlin
Prof. Dr. Manuela Boatcă, Berlin
Dr. phil. Lars Dommermuth, Oslo
Dipl.-Soz. Cord Drögemüller, Hannover
Bogdan Eugen Gheorghiu, M.A., Kirchentellinsfurt
Dipl.-Soz. Janina Glaeser, Frankfurt
Prof. Dr. Irmela Gorges, Berlin
Malte Hinrichsen, M.A., Hamburg

Dr. Hajo Holst, Jena
Sabine Hunziker, M.A., Bern
Patrick Keßler, M.Ed., Korschenbroich
Dipl.-Soz. Kristina Kraft, Berlin
Andreas Kranebitter, Wien
Julia Küchel, M.A., Siegen
Ute Lange, Osnabrück
Dipl.-Soz. Florian Lottermoser, Hamburg
Dr. phil. Florian Muhle, Bielefeld
Prof. Dr. Matthias Nauerth, Hamburg
Florian Püschel, Nimritz
Dr. phil. Swantje Reimann, Leipzig
Prof. Dr. Joachim Renn, Münster
Sven Schwabe, M.A., Düsseldorf
André Stiegler, M.A., Jena
Sonja Strunk, M.A., Aachen
Lisa Suckert, Bamberg
Viktoria Terzidou-Nohara, M.A., Grevenbroich
Dr. phil. Hella von Unger, Berlin
Dr. Stefan Weick, Mannheim
Dipl.-Soz. Sebastian Weingartner, Zürich
Tobias Wolbring, München

Neue studentische Mitglieder

Phillip Bietau, Welver
Falk Justin Drewitz, Dortmund
Anne-Kathrin Gahle, Leinfelden-Echterdingen
Kristina Gräbner, Bochum
Nicole Kirchhoff, Lüdenscheid
Hannah Köppel, Dresden
Dorota Losch, Oberursel
Rabea Nebe, Bremen
Lucia Neigenfind, Berlin
Marc-Christian Schäfer, Frankfurt am Main
Tobias Schneider, Erbach
Felicitas Wolf, München
Christian Ziems, Berlin

Austritte

Annelie Beller, Heidelberg
Prof. Dr. Giovanna Berger, Münster
Dr. Agathe Bienfait, Heidelberg
Dr. Ingolfur Blühdorn, Bath
Martina Böhm, Ettlingen
Dr. Jochen Bonz, Bremen
Sarah Eckardt, Radebeul
Prof. Dr. Marcel Erlinghagen, Duisburg
Dr. Markus Friederici, Hamburg
Dr. David Glowsky, Berlin
Dipl.-Soz. Simone Gottmann-Eberleh, Alsbach-Hähnlein
Prof. Dr. Peter Grottian, Berlin
Dr. Johann Handl, Erlangen
Prof. Dr. Frank Hirtz, Berkeley
Prof. Dr. Barbara M. Kehm, Kassel
Rüdiger Klemm, Koblenz
Sebastian Knecht, Neubrandenburg
Dr. Dieter Korczak, München
Dr. Jens Kratzmann, Bamberg
Prof. Dr. Gerhard Kunz, Bergisch Gladbach
Sarah Lehnert, M.A., Berlin
Nancy Leyda, Großkorbetha
Dr. Andreas Mielck, München
Nadine Müller, Berlin
Dr. Sebastian Rinken, Córdoba
Christian Roth, M.A., Mössingen
Dr. Hans-Dieter Schat, Karlsruhe
Moritz Schellenberger, M.A., Rheinzabern
Dr. Ulrike Schlamelcher, Lahr
Prof. Dr. Wolfgang Schulz, Wien
Dr. Florian Schulz, Nürnberg
Timm Schwalbach, Darmstadt

Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Tagungsberichte 2011

Frühjahrstagung »Hochaltrigkeit in der Gesellschaft des langen Lebens«

Die Frühjahrstagung fand am 20. und 21. Mai 2011 im Harnack-Haus in Berlin statt.

Ursula Lebr (Heidelberg) stellte in ihrem Vortrag »Hochaltrigkeit – Herausforderung und Chance in einer Gesellschaft des langen Lebens« die Bedeutung von sozialen Aktivitäten und Kontakten für ältere Menschen heraus. Obwohl circa ein Drittel der älteren Menschen ehrenamtlich aktiv ist, zeichne sich jedoch keine »Protestbewegung der Älteren« ab. Dies lasse sich mit der hohen Anpassungsbereitschaft älterer Menschen erklären, welche sich unter anderem im generell gestiegenen Wohlstand sowie in früheren Kriegserfahrungen begründe.

Wolfgang Clemens (Berlin) zeigte in seinem Vortrag »Soziologische Zugänge zum hohen Alter« auf. Aus der Makro-Perspektive beleuchtete er die gesellschaftlichen Aspekte von Hochaltrigkeit, aus der Meso-Perspektive die Institutionen sowie Lebenswelten älterer Menschen und aus der Mikro-Perspektive die älteren Menschen sowie ihre sozialen Beziehungen.

Friedrich Fürstenberg (Bonn) ging in seinem Vortrag »Hochaltrigkeit als Akzeptanzproblem« auf die Abwertung der späten Altersphase in modernen Gesellschaften ein. Trotz spezifischer materieller Versorgungs- und Betreuungsangebote trage die soziale Statuszuweisung im höheren Alter und mit zunehmender Hilfsbedürftigkeit das Merkmal der Funktionslosigkeit, welches in der Leistungsgesellschaft mit Bedeutungslosigkeit korreliere. Der drohenden Exklusion solle mit sozialpädagogischen Maßnahmen, welche sowohl auf die Hochaltrigen als auch auf ihre Interaktionspartner zielen, begegnet werden.

Andreas Motel-Klingebiel, Maja Wiest und *Jochen P. Ziegelmann* (Deutsches Zentrum für Altersforschung) hielten einen Beitrag zu »Lebenssituationen in der Hochaltrigkeit: Theoretische Herausforderungen, empirisches Problem und sozialpolitische Aufgabe« vor. Künftige Forschung sollte, so ihre Argumentation, auf die Setzung einer allgemeinen Abgrenzung später Lebensphasen verzichten und auf einer hinreichend breiten theoretisch/konzeptionellen soziologischen wie interdisziplinären Grundlage basieren, um differenzierte Einblicke in die Lebenswirklichkeit Hochbetagter

zu ermöglichen, die Wege in diese sehr späten Lebensphasen mit ihren spezifischen Lebenssituationen in den Blick zu nehmen und dazu beitragen, die Möglichkeiten ihrer individuellen sowie gesellschaftlichen Gestaltung zu gewährleisten und zu erweitern.

Ludwig Amrhein (Vechta) präsentierte »Hochaltrigkeit« als gerontologische und soziologische Konstruktion«. *Alter* stelle ein sozial konstruiertes binäres Klassifikations- und Teilungssystem dar, auf dessen Basis (Nicht-)Zugehörigkeiten hergestellt und legitimiert werden. Die binäre Jung-Alt-Kodierung werde durch eine Binnendifferenzierung in *Junge Alte* (Drittes Alter) und *Alte Alte* (Viertes Alter) wiederholt, wobei letztere in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen sowie sozialen Interaktionen als das gesellschaftliche *Andere* konstruiert werde, das vom Ideal der Aktivität, Produktivität und Jugendlichkeit abweicht und dadurch als kulturelles Anti-Modell dient.

Martina Wolfinger (Vechta) beschäftigte sich in ihrem Vortrag »Ressourcen der Hochaltrigkeit: verkörperte Handlungsmuster als Element der Lebenslage im Alter(n)« mit empirisch erfassbaren »verkörperten Handlungsmustern«, welche als Element der Lebenslage biographisch gebildet und lebenslang veränderlich sind. So entstünden im Lebensverlauf Anpassungsleistungen, die sich in körperlichen oder lebensweltlichen Veränderungen begründeten und auf welche Hochaltrige in ihrem Alltagshandeln zurückgriffen, um einen Umgang mit ihrer veränderten Lebenssituation zu finden.

Ausgangspunkt des Vortrages von *Timo Jacobs* und *Dagmara Woźniak* (Heidelberg) »Das hohe Alter in der Medizin, Gerontologie und Pflege: Eine diskursanalytische Rekonstruktion von kollektiven Deutungen in Spezialdiskursen« bildete die Annahme, dass kollektive Deutungen des Alters nicht nur der individuellen Handlungsorientierung, sondern ebenso der Legitimierung sozialer, kultureller, politischer und ökonomischer Interessen dienen. Dadurch fungierten sie als Machtmittel im Rahmen des Altersdiskurses. Illustriert wurden diese Überlegungen mit Forschungsergebnissen aus einer Diskursanalyse in den Spezialdiskursen der Medizin, der Pflege und der sozial-psychologischen Gerontologie.

Dirk H. Medebach (Gießen) stellte in seinem Vortrag »Normalität und Spezialität bei Demenz im hohen Alter« heraus, dass Demenz zwar das Leben vieler hochaltriger Menschen prägt, aber dennoch als normative Abweichung vom »verdienten Ruhestand« und einem selbstbestimmten, aktiven Alter gesehen wird. Demenz stelle einen Bruch mit der Normalbiografie dar, da mit dem Schwinden von Erinnerungen die eigene Identität mit ihren habituellen Prägungen undeutlicher werde. Vor diesem Hintergrund

wurde die Bezugnahme auf individual-biografische Aspekte als Handlungsalternative für die Pflege und den Umgang mit älteren DemenzpatientInnen vorgeschlagen.

Matthias Riedel und *Jonathan Matthew Barnett* (Bern) stellten in ihrem Vortrag zentrale Ergebnisse einer Studie zum Thema »Ambulante Altenpflege und -hilfe in der Deutschschweiz« vor. Ziel dieser Studie war es, Möglichkeiten aufzuzeigen, mit denen Angehörige besser unterstützt und in die professionelle Pflege integriert werden können, damit unterstützungsbedürftige Menschen durch eine Kombination aus formeller und informeller Betreuung auch in der Phase der Hochaltrigkeit selbstbestimmt zu Hause leben können.

Herbsttagung »Anders altern?! Kulturelle und soziale Plastizität des Alter(n)s«

Die Herbsttagung fand am 21. und 22. Oktober an der Christian Albrechts-Universität zu Kiel statt.

Harm-Peer Zimmermann (Marburg) postulierte in seinem Vortrag »Alters-Coolness – Anderes Altern als Haltung« zunächst, dass sich die zunehmende Pluralisierung und Individualisierung der heutigen Gesellschaft auch in heterogenen Altersverläufen widerspiegeln müsste, um anschließend deren Inhalte, Formen und Qualitäten kritisch zu analysieren. Schließlich definierte er Alters-Coolness sowohl als eine »Kultur seiner selbst« (subjektive Kultur), welche es dem Einzelnen ermögliche, sich zu entziehen, als auch als »Kultur anderen Alterns« (objektive Kultur), welche Lebenswelten jenseits des Flexibilitätsregimes entstehen lasse.

»Alte Probleme – neue Sorgen: Emotionales Engagement und Distanzierung im Alter« lautete der Titel des Vortrages von *Dirk H. Medebach* (Gießen), in dem ausgehend von Norbert Elias' Figurationstheorie vier potenzielle emotionale »Probleme« der Alter(n)s (Angst, Scham, Einsamkeit, Trauer) mit dessen Ansatz Engagement und Distanzierung verbunden wurden. Diese emotionalen Aspekte wurden im Rahmen ihres psychosozialen (Genese-)prozesses betrachtet, der zwischen Engagement und Distanzierung sowie sozialer In- und Exklusion schwanke. Notwendig seien eine synthetische Multiperspektive, ein Figuration-Prozess-Verständnis sowie ein zivilisatorisches Verständnis von Emotionen.

Anna Richter, *Tina Denninger*, *Silke van Dyk* und *Stephan Lessenich* (Jena) stellten in ihrem Beitrag »Die Vielfalt des Alter(n)s? Diskursive Einführung oder Anerkennung von Differenz« Lebensentwürfe Älterer vor. Auf Basis

der Analyse von Tageszeitungen, Zeitschriften und Altenberichten wurde die Vielfalt des Alter(n)s im medialen Diskurs im Zusammenhang mit der Entdeckung der »Kompetenz des Alters« vorgestellt. Zudem wurde auf Grundlage von Interviews die Vielfalt des Alterns sowie das Postulat des produktiven Alterns untersucht und dabei vier Gruppen ausgemacht, welche eine Vielfalt an Lebensentwürfen widerspiegeln: Diejenigen, die Ruhe und Muße bevorzugen; die (finanziell) Eingeschränkten; die Mußevoll-Aktiven sowie die Vollzeit-Aktiven.

Stefanie Graefe (Jena) stellte in ihrem Vortrag »Altsein ist später: Dimensionen subjektiver Alter(n)s erfahrung« Ergebnisse des Forschungsprojektes »Zonen des Übergangs. Dimensionen und Deutungsmuster des Alterns bei jungen, älteren und alten Menschen« vor und fragte danach der aktuellen, retrospektiven und prospektiven Deutung des Prozesses des eigenen Älterwerdens. So werde der Übergang vom zweiten ins dritte Lebensalter als vergleichsweise irrelevant wahrgenommen, wohingegen der Übergang ins vierte Lebensalter als Bruch und expliziter Altersübergang thematisiert werde. Des Weiteren fänden sich eine starke milieuspezifische Varianz bezüglich des Normativität und Selbstreflexivität in den Selbstkonzepten und Altersbildern.

Dietrich Schneider (Kiel) legte in »Das Rebekka-Phänomen. Die Zuschreibung von »Voralterung« bei Menschen mit lebenslanger Behinderungserfahrung dar, dass sich die Ausweitung der Alterszuschreibung positiv auf die Gruppe von Menschen mit Behinderungen auswirke: Da Alter den Status eines gesellschaftlichen Teilsystems inne habe, könne über die Zuschreibung der »Voralterung« eine Inklusion in dieses erfolgen. Höheres Alter sei somit »attraktiv«.

Der Vortrag »Jean Améry: Der Blick der Anderen. Nachdenken über den alternden Menschen« von *Morris Vollmann* (Dresden) bezog sich auf das Werk des Schriftstellers Jean Améry, welcher die Thematik des Daseins und des Zeitvergehens unter der Voraussetzung behandelte, dass das Verhältnis des alternden Menschen zur Zeit, zum eigenen Körper, zur Gesellschaft, zur Kultur und zum Tode nicht erschöpfend mittels wissenschaftlich-sachhaltiger Aussagen dargestellt werden könne. Améry sprach sich gegen ein idyllisch verklärtes Disengagement und gegen Gerotranszendenz aus und bot als Gegenposition die »revoltierende Resignation« an.

Heinrich Grebe und *Wolf-Gerrit Otto* (Marburg) stellten in ihrem Vortrag »Im Alter ein anderer Mensch werden? Alter und Demenz in der medialen Repräsentation der Gegenwart« Befunde einer Diskursanalyse der medialen Repräsentation von Menschen mit Demenz vor. Demnach würden Men-

schen mit Demenz in Presstexten überwiegend als »anders« und »anormal« im Sinne von defizitär dargestellt und eine durch Demenz beeinträchtigte Lebenssituation verkörpere das Gegenstück zum Entwurf des aktiven, erfolgreichen und produktiven Alter(n)s. In neuerer Altersratgeberliteratur fänden sich jedoch auch alternative Deutungsmuster, nach denen Demenz als natürliche Veränderung betrachtet und die Möglichkeit der Selbstverwirklichung betont wird.

»Von Hoffnungsträgern und Schreckensgespenstern des demographischen Wandels – Zur Konstruktion von Alter« in Nachrichtenmagazinen und deren Wirkung auf die Altersidentität von Senioren berichtete *Julian Wangler* (Tübingen). Es wurden Darstellungsmuster von Alter in der Nachrichtenberichterstattung herausgestellt und danach gefragt, welche Wahrnehmungs- und Wirkungseffekte ältere Menschen bei der Konfrontation mit diesen medialen Altersdarstellungen zeigen. Die Nachrichten wurden drei Frames zugeordnet: Alter als menschlicher Niedergang, Alter als (Über)macht und Alter als neuer Aufbruch. Die Reaktionen der älteren Befragten sowie die Auswirkungen auf das Selbst- und Fremdbild wurden als sehr heterogen beschrieben.

Christian Gurr (Kiel) stellte mit dem Vortrag »Ich stell keine Ansprüche mehr, was für Ansprüche soll ich denn noch stellen?« – Verlaufskurvenförmige Lebenssituationen und Prozesse des *cooling out* in der Nacherwerbsphase« sein Dissertationsvorhaben vor, in welchem verschiedene Handlungs- und Erfahrungsbereiche sowie spezifische Verarbeitungsmuster und Handlungsstrategien sozial Benachteiligter in strukturschwachen Regionen rekonstruiert werden sollen.

Der »Konstruktion des Selbstbildes als »alt« durch den Umgang mit Technik ging *Helga Pelizäus-Hoffmeister* (München) nach. Basierend auf einer qualitativen Studie zum Zusammenhang vom Umgang mit neuer, digitaler Technik und der Selbstwahrnehmung des Alters wurde gezeigt, unter welchen Bedingungen ein Selbstbild als »alt« aktiv geformt wird bzw. welche Praktiken und Deutungen im Alltag zu dieser Selbsteinschätzung führen und welche Bedingungen dazu beitragen, diese Selbsteinschätzung zu vermeiden.

Andreas Mergenthaler (Wiesbaden) beschäftigte sich in seinem Vortrag »Wider Erwarten gesund! Resilienz gegenüber sozioökonomischen Gesundheitsrisiken im Rentenalter« mit solchen sozio-ökonomischen Einflüssen auf Alterungsprozesse, die eng mit der Analyse vertikaler sozialer Ungleichheit verknüpft sind.

Stefanie Hartmann

Sektion Familiensoziologie

Frühjahrstagung »Familien im Kontext – Kontexte der Familie«

Die Frühjahrstagung am 22. und 23. März 2012 in Duisburg war mit 60 diskussionsfreudigen TeilnehmerInnen außerordentlich gut besucht und bot mit 15 gehaltenen Vorträgen (drei weitere ReferentInnen mussten leider krankheitsbedingt absagen) einen umfassenden Überblick über verschiedene Aspekte des Tagungsthemas.

In der Vormittagssession des ersten Tages, deren Schwerpunkt im Bereich Fertilität lag, stellte zunächst *Annika Lisakowski* (Bochum) eine Analyse des Einflusses familienrelevanter Infrastrukturen auf Elternschaftsentscheidungen vor. Der regionale Fokus lag dabei auf westdeutschen Stadt- und Landkreisen, für die Daten des Wegweisers Kommune der Bertelsmann Stiftung vorliegen. Neben der Rolle von Kinderbetreuungsmöglichkeiten untersuchte die Referentin vor allem der Bedeutung familienbezogener Wanderungen nach. Im zweiten Vortrag stellte *Gwendolyn Blossfeld* (Oxford) erste Auswertungen zur Kinderlosigkeit bzw. zu den Determinanten der Geburt eines ersten und zweiten Kindes auf Basis des Nationalen Bildungspanels vor. Die Ergebnisse dieser Untersuchung bestätigen weitestgehend die Befunde früherer Studien, etwa zur Bildungsabhängigkeit von Fertilitätsentscheidungen und nach wie vor bestehenden Unterschieden im Geburtenverhalten ost- und westdeutscher Frauen. Anschließend präsentierte *Ina Berninger* (Bremen) einen internationalen Vergleich, bei dem es um die Rolle von Geschlechterrollen in Italien und Spanien beim Übergang zur Mutterschaft ging. Die Ergebnisse dieser Analyse auf Basis des ECHP belegen deutlich, dass jenseits individueller Einstellungen zur partnerschaftlichen Arbeitsteilung und unter sonst gleichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kulturell geprägte Vorstellungen zur Rolle von Mann und Frau eine signifikante Rolle beim Übergang zum ersten Kind spielen. Den letzten Vortrag des Vormittags bestritt *Christiane Lübke* (Duisburg), der es durch ein kreatives Matching zweier Datensätze (British Labour Force Survey und ESS) gelungen ist, das Geburtenverhalten polnischer Migrantinnen in Großbritannien zu untersuchen. Die Ergebnisse ihrer Studie weisen auf erhöhte Neigung (bzw. einen schnelleren Übergang) zur Familiengründung bei Migrantinnen im Vergleich zu polnischen Nicht-Migrantinnen hin.

Die Vorträge der ersten Nachmittagssession nahmen die Müttererwerbstätigkeit in den Fokus. Christian Haag, Tanja Mühlig und Harald Rost (Bamberg) analysierten regionale strukturelle Unterschiede in der Berufsrückkehr

von bayerischen Müttern. Dabei stellten sich Stadt-Land-Unterschiede im Angebot an Arbeitsplätzen und der Versorgung mit Kinderkrippen für die Berufsrückkehr heraus. *Mareike Wagner* (Potsdam) untersuchte, inwieweit Mütter, die auf soziale Netzwerke für Kinderbetreuung zurückgreifen können, schneller auf den Arbeitsmarkt zurückkehren als Mütter ohne diese Ressourcen. Sie zeigt unter anderem, dass westdeutsche Frauen früher in den Beruf zurückkehren, wenn mehr Verwandte in der Nachbarschaft leben; vermehrte soziale Kontakte zu Nachbarn oder Freunden erlauben dagegen keinen früheren Wiedereinstieg ins Berufsleben. Im Vortrag von *Pia Schober* (Cambridge, Berlin) wird der Einfluss unterschiedlicher Familienpolitiken auf die familiäre Aufteilung der Kinderbetreuung beleuchtet. Eine höhere Arbeitszeit der Mütter nach dem Wiedereinstieg und das Recht auf Elternzeit für Väter führen danach zu einer stärkeren Beteiligung der Väter an der Kinderbetreuung. *Angelika Tölke* (München) und *Heike Wirth* (Mannheim) beleuchten zum Einen die zeitliche Entwicklung von Erwerbsarrangements mit dem Mikrozensus und zum Anderen das Wohlbefinden der Eltern in der Familie mit dem DJI-Survey AID:A. Zu ihren Ergebnissen gehört unter anderem, dass die Aktivitäten ostdeutscher Eltern stärker in die Familie eingebunden sind als bei westdeutschen Vätern und Müttern. Außerdem scheint das Wohlbefinden in der Familie von der Bildungskonstellation der Eltern abzuhängen.

Der zweite Abschnitt am Nachmittag fokussierte das Thema Partnerschaft – die ersten beiden Vorträge beinhalteten auch einen Ländervergleich. *Okeke Zimmermann* (Braunschweig) setzte sich auf der Basis der ersten Erhebungswelle des Generations & Gender Survey mit den Beziehungserfahrungen von Deutschen und Franzosen auseinander und fand deutliche Unterschiede bei der älteren Befragtengruppe vor. Sie fand heraus, dass sich Unterschiede zwischen deutschen und französischen Männern im Hinblick auf Zusammenleben mit einer Partnerin seit Mitte des 20. Jahrhunderts vergrößert haben, die französischen und deutschen Frauen sich aber zunehmend angenähert haben. Der Start in eine »ernsthafte Beziehung« korreliert bei deutschen Männern hoch mit einem beruflichen Status. *Matthias Pollmann-Schult* (Bielefeld) analysierte familiäre Übergänge und Erwerbsverhalten von Männern im Ländervergleich. Anhand der Daten des ECHP untersuchte er, inwiefern der Effekt familialer Übergänge auf das Erwerbsverhalten von Männern in 13 europäischen Ländern unter verschiedenartigen institutionellen Rahmenbedingungen variiert. Dabei sind sowohl die sozial- und familienpolitischen Rahmenbedingungen, welche bestimmte Erwerbs-

konstellationen begünstigen oder hemmen, als auch die Arbeitsmarktstrukturen und die hierdurch gegebenen Karrierechancen von besonderer Relevanz. Er stellte fest, dass diese Differenzen auf Unterschiede in den sozial- und familienpolitischen Rahmenbedingungen (welche in unterschiedlichem Ausmaß das männliche Ernährermodell fördern) sowie den Arbeitsmarktstrukturen zurückzuführen sind. *Anne Busch*, *Miriam Brückel* und *Katrin Golsch* (Bielefeld) gingen im letzten Vortrag des ersten Tages der Frage nach, welche Rolle der Partner beim Aufstieg in Führungspositionen in Deutschland spielt. Mithilfe des theoretischen Konzept der »linked lives« (Elder) und des Konzepts der »coupled careers« (Han und Moen) wurden familiäre Hintergründe und Kontexte für einen relevanten beruflichen Auf- oder Abstieg modelliert. Sie gingen den Fragen nach, inwieweit die Eigenschaften des Partners und die Relation bestimmter Ressourcen zwischen den Partnern (Bildung, Einkommen, Erwerbserfahrung, etc.) den Aufstieg in Führungspositionen beeinflussen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Aufteilung der Hausarbeit unter den Partnern, da dies ein wichtiger Indikator für konkrete Unterstützungsleistungen ist. Zusätzlich zu weiteren Persönlichkeits- bzw. Haushaltsmerkmalen werden familien- sowie arbeitsmarktrelevante Strukturindikatoren im Zeitverlauf mit in die Analyse einbezogen und regionale Unterschiede in Ost- und Westdeutschland kontrolliert.

Der zweite Veranstaltungstag stand ganz im Zeichen der Generationenbeziehungen. *Andrea Knecht* und *Katharina Seebaß* (Nürnberg) begannen mit einem Vortrag zu den sozialen Unterstützungsressourcen von Familien. Dabei richteten sie ihr Interesse auf den Zusammenhang von Familienstand (unter Berücksichtigung des Vorhandenseins von Kindern) und Unterstützungsressourcen im sozialen Kontext. Diese Unterstützungsressourcen im sozialen Kontext können sich auf vielfältige Weise auf das Wohlergehen von Familien auswirken, wie sie anhand eines aktuellen, repräsentativen Datensatzes aus Nürnberg zeigten. Im nächsten Vortrag beschäftigten sich *Katharina Mahne* und *Oliver Huxhold* (Berlin) mit dem Zusammenhang zwischen der Qualität von Großeltern-Enkel-Beziehungen und verschiedenen Facetten des Subjektiven Wohlbefindens der Großeltern. Als Datenbasis diente der Deutsche Alterssurvey (DEAS) aus dem Jahr 2008. Die Analysen zeigten, dass die Beziehungsqualität mit den Enkeln alle untersuchten Facetten des Wohlbefindens (unabhängig von den Beziehungen zu den Kindern) beeinflusst. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass der Bildungshintergrund der Großeltern den Einfluss der Enkel-Beziehungen auf das SWB für einzelne Facetten moderiert. *Christian Deindl* (Köln) und *Martina Brandt* (Mün-

chen) fragten in ihrer Untersuchung, wie die Unterstützungsnetzwerke älterer Kinderloser in Europa aussehen. Anhand des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) zeigten sie, dass vor allem sporadische Hilfe für Kinderlose aus dem Nachbarschafts- und Bekanntenkreis kommt. Notwendige Leistungen wie Pflege werden hingegen eher von Dienstleistern übernommen, wenn kein Partner mehr vorhanden ist. In Ländern mit geringem Angebot an solchen Leistungen ist daher die Bedrohung durch Unterstützungsmangel für Kinderlose im Alter besonders hoch. *Bettina Isengard, Ronny König* und *Tina Schmid* (Zürich) hielten den Abschlussvortrag der Tagung zum Thema funktionale Generationensolidarität im wohlfahrtsstaatlichen Vergleich. Um den Zusammenhang zwischen mikro-, meso- und vor allem makrostrukturellen Ursachen und funktionalen Generationentransfers näher zu beleuchten, wurden auf Basis des Survey of Health, Ageing, and Retirement in Europe (SHARE, 1. & 2. Welle) 14 Länder untersucht. Die Befunde zeigten, dass Eltern in den familialistisch geprägten Ländern Süd- und Osteuropas ihre Kinder vor allem mit Wohnraum unterstützen. In den gut ausgebauten, weniger stark familialistischen Wohlfahrtsstaaten Mittel- und Nordeuropas fließen hingegen eher zeitliche Hilfeleistungen und monetäre Transfers an erwachsene Kinder. Zudem zeigte sich, dass das Geben von Wohnraum einen Ersatz für finanzielle und zeitliche Unterstützung darstellt, die ihrerseits positiv zusammen hängen.

Veranstaltungen auf dem 36. DGS-Kongress in Bochum

Die Sektion war beim DGS-Kongress 2012 in Bochum mit gleich drei Veranstaltungen vertreten. Am Dienstagmorgen fand zunächst das gemeinsam mit den Sektionen Methoden der empirischen Sozialforschung sowie Frauen- und Geschlechterforschung organisierte Plenum zum Thema »Vervielfältigung der Familien- und Geschlechterarrangements? Theoretische und methodische Herausforderungen« statt. Dabei sollte in vier Vorträgen die Vielfalt der Diagnosen zur Vervielfältigung der Familien- und Geschlechterarrangements diskutiert werden. *Kornelia Hahn* vertrat zunächst die These, dass die familiensoziologische Forschung mit Problemen belastet ist, weil die sozial-kulturelle Dimension der Familie nicht radikaler vertreten wurde. Abweichungen vom Prinzip der biologischen Abstammung würden daher als Vervielfältigung der Familienformen wahrgenommen. Sie illustrierte diese These am Beispiel moderner Reproduktionstechnologien. *Karl*

Lenz und *Sylka Scholz* rekonstruierten in ihrem Beitrag diskursive Deutungsangebote zu Lebensform und Geschlecht aus populären Ehe- und Beziehungsratgebern und Spielfilmen. *Michael Feldhaus* und *Johannes Huinink* präsentierten Analysen des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) zur Vielfalt der Elternschaftsformationen und interpretierten Pluralisierungstendenzen als Ergebnis der Zunahme einer für den Erhalt intimer oder familiärer Lebensformen strukturell notwendigen Vielfalt. Diese könne aber auch zu weit gehen und so die Stabilität von Beziehungen gefährden. *Birgit Pfau-Effinger* ging schließlich der Frage nach, inwieweit sich europäische Gesellschaften hinsichtlich der Formen unterscheiden, in denen Familien das Verhältnis von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung organisieren und wie sich diese Differenzen erklären lassen.

Am Dienstagnachmittag folgte in Kooperation mit der Sektion Arbeits- und Industriesoziologie eine Veranstaltung zum Thema »Vereinbarkeit von Beruf und Familie? Bilanz einer soziologischen und politischen Schlüsselfrage«. Hier ging es insbesondere um die Wechselwirkungen und den Vermittlungszusammenhang von Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Familie. In ihrem Eingangsvortrag mit dem Titel »Vereinbarkeit – soziologische Forschung an teildisziplinären Schnittstellen« resümierte *Kerstin Jürgens* die soziologische Vereinbarkeitsforschung in Deutschland und lieferte dabei einen Rückblick, der empirische Befunde, konzeptionelle Herangehensweisen und definitorische Festlegungen bündelte. Darüber hinaus wurden Herausforderungen an die aktuelle Forschung herausgearbeitet und zugleich die Schwierigkeiten einer Soziologie aufgezeigt, die sich thematisch an den Schnittstellen gesellschaftlicher Bereiche bewegt. Im Vortrag »Vom Vereinbarkeitsproblem zur Reproduktionskrise – Fallstudien zu den Grenzen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie« stellten *Wolfgang Dunkel* und *Nick Kratzer* zwei Betriebsfallstudien vor, anhand derer sich Grenzen der Vereinbarkeit in kontrastierender Weise zeigen ließen. Beide Fallbeispiele standen beispielhaft für Facetten einer gesellschaftlichen »Reproduktionskrise«, die nicht nur ein privates und privat zu lösendes Problem darstellt, sondern mehr und mehr auch zu einem Problem für Unternehmen wird. Im Vortrag »Was heißt Vereinbarkeit? Erfolg und Scheitern von Abstimmungsprozessen zwischen Erwerbsarbeit und Privatleben« plädierten *Sebastian Böhm*, *Martin Diemald* und *Anne Goedicke* dafür, das Verhältnis von Erwerbsarbeit und Privatleben grundsätzlicher als Frage der Regulierung individueller Ansprüche in beiden Lebenssphären aufzufassen. Frauen und Männer entscheiden entsprechend ihrer bereichsspezifischen Wünsche und Ver-

pflichtungen sowie vor dem Hintergrund der Anforderungen, die einerseits betriebliche Personalpolitiken, Vorgesetzte und Kollegen und andererseits die Lebenspartner an sie richten, stetig neu über ihre Engagements in beiden Lebenssphären. Dazu referierten sie Ergebnisse aus eigenen Untersuchungen. *Andreas Hoff*, *Annette Franke*, *Monika Reichert* und *Angelika Kümmerling* verglichen in ihrem Vortrag »Zwischen Beruf und Pflege: Konflikt oder Chance? Das europäische Forschungsprojekt carers@work« die individuellen und betrieblichen Vereinbarungsstrategien von erwerbstätigen Pflegenden in den vier europäischen Ländern Deutschland, Großbritannien, Italien und Polen. Sie zeigten, dass sich typische Konfliktsituationen in allen vier Ländern ähneln, während sich die Vereinbarungsstrategien zum Teil erheblich unterscheiden. *Ina Berninger* und *Irene Dingeldey* beschäftigten sich in ihrem Vortrag »Armutssicherung im Normalarbeitsverhältnis: Der lange Schatten des männlichen Ernährermodells« mit der Frage, ob NormalarbeitnehmerInnen ein Erwerbseinkommen erzielen, von dem eine vierköpfige Familie oberhalb der Armutsgrenze leben könnte. Diese Frage konnte lediglich für die westdeutschen Männer eindeutig bejaht werden; im Gegensatz dazu erwirtschaften fast die Hälfte der ostdeutschen Normalarbeitnehmerinnen keinen solchen Familienlohn.

Schließlich fand am Donnerstag unser »offener« Sektionsnachmittag statt, bei dem aktuelle Projekte familiensoziologischer Forschung vorgestellt wurden. Da der Vortrag von *Petra Bubr* und *Laura Castiglioni* zu Verhütungsverhalten von ALG II-Bezieherinnen leider ausfallen musste, eröffnete *Anne Schröter* die Nachmittagsveranstaltung mit ersten Ergebnissen einer qualitativen Untersuchung zur Aushandlung von Familienarrangements unter den Bedingungen des SGB II. *Oliver Arránz-Becker* und *Anja Steinbach* schlossen hieran mit ihrer Studie zu Großeltern-Enkelkind-Beziehungen im Kontext des familialen Beziehungssystems an. Eine internationale Perspektive auf Generationenbeziehungen eröffneten anschließend *Franz Neuburger* und *Klaus Haberkorn* mit einem Vortrag zum Zusammenhang von intergenerationaler Unterstützung und Lebensqualität in Europa. Nach einer kurzen Pause setzten *Detlef Lück* und *Sabine Gründler* die Nachmittagsveranstaltung mit einem konzeptuellen Beitrag zur Erforschung familienbezogener Leitbilder fort. Der letzte Vortrag des Sektionsnachmittags basierte wiederum auf einer qualitativen Studie, in der sich *Olaf Behrend*, *Ariadne Sondermann* und *Wolfgang Ludwig-Mayerhofer* mit Ehe und Eheschließung im Standesamt unter Bedingungen der Deinstitutionalisierung auseinandersetzen.

Anja Steinbach

Sektion Kulturosoziologie

Auf dem Soziologiekongress fand im Anschluss an die Sektionsveranstaltung auch die diesjährige Jahresmitgliederversammlung statt. Höhepunkt dieser Veranstaltung war die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an unseren Sektionsgründer Wolfgang Lipp. Aus gesundheitlichen Gründen konnte er leider nicht persönlich teilnehmen, die Urkunde wurde von seinem Sohn Thorolf Lipp entgegen genommen. Bernhard Schäfers hielt die laudatio. Wir richten auf unserer Sektions-Homepage (www.kultur-soziologie.de) eine Seite für die Ehrenmitglieder ein, auf der Sie neben den laudationes auch die wichtigsten Stationen und Werke der Ehrenmitglieder nachlesen können.

Stephan Moebius

Veranstaltungen der Sektion auf dem DGS-Kongress 2012 in Bochum

»Die Geschichtlichkeit der Kultur – historische Perspektiven der Kulturosoziologie«

Das Thema der Sektionsveranstaltung am 6. Oktober 2012 geht zurück auf einen Vorschlag des Organisators Dominik Schrage (Dresden, Lüneburg) bei der Mitgliederversammlung der Sektion in Koblenz. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass in der gegenwärtigen Konjunktur des Kulturbegriffs die historische Dimension von Kulturphänomenen – jedenfalls in der Soziologie – tendenziell aus dem Blickfeld gerät: Der heute zumeist (aus nachvollziehbaren Gründen) verwendete erweiterte Kulturbegriff ist oftmals derart umfassend angelegt, dass er nahezu alle eine gewisse Dauer erreichenden Erscheinungsformen sozialen Sinns umfasst. Dies verlagert die Aufmerksamkeit von Prozessen der *longue durée* auf Gegenwartsdiagnosen oder gar Zukunftsprognosen. Die Geschichtlichkeit der Kultur scheint sich dabei in einer heterogenen Vielfalt symboldeutender Praktiken zu verflüchtigen. Vor diesem Hintergrund sollte die Sektionsveranstaltung an ältere Varianten der historisch orientierten Kulturosoziologie anknüpfen und zugleich die Frage nach der Historizität der Kultur in aktuelle Debatten einbringen. Auf den *Call for Papers* waren acht Vorschläge eingegangen, von denen der Vorstand der Sektion drei ausgewählt hatte. Sie ergänzten einander insofern, als dass sie die genannte Fragestellung anhand gesellschaftlicher Teilbereiche wie der Kunst (Hilmar Schäfer, Frankfurt an der Oder),

der Wirtschaft (Ute Tellmann, Hamburg) und der Wissenschaft (David Kaldewey, Erlangen) verfolgt.

In dem einführenden Vortrag von *Dominik Schrage* wurden zunächst, mit Blick auf die durchaus alte Traditionslinie einer historischen Kultursoziologie, Vorschläge zur Aktualisierung dieser Perspektive gemacht, und es wurde ein Überblick gegeben über verschiedene Varianten einer »Historizität der Kultur« (vom Überlieferungszusammenhang über die Erinnerungsdimension und die historische Semantik bis hin zur kritischen Genealogie).

Hilmar Schäfers Vortrag »Praktiken und Artefakte als Repertoire künstlerischer Produktion. Zur Historizität der Bildenden Kunst« entwickelte eine praxistheoretische Perspektive auf das Feld der Kunst und seine Geschichte. Nach der Vorstellung dieses Theorieansatzes, der sich vor allem von ahistorischen Konzepten abgrenzt und die Temporalität des Sozialen betont (Reckwitz, Bourdieu, Latour) zeigte Schäfer anhand einiger Beispielfälle, wie das Kunstschaffen in einer Reflexion jeweils vorangegangener Positionen im Feld der Kunst gründet. Die Produktion von Kunstwerken ist, aus dieser Perspektive, als ein Umgang nicht nur mit aktuellen, sondern insbesondere mit vergangenen Kunstwerken (verstanden als Positionierungen im Kunstfeld) zu fassen. Die Geschichte des Feldes geht dann als ein Repertoire schon bezogener Positionen in die gegenwärtige Kunstproduktion ein und wird zugleich als eine feldspezifische Eigengeschichte (immer wieder neu) hervorgebracht.

Ute Tellmann befasste sich in ihrem Vortrag »Kulturelle Ökonomie – Über die Fallstricke einer Erfolgsgeschichte« mit dem gegenwärtig vieldiskutierten Verhältnis von Kultur und Ökonomie, ihr Interesse lag dabei vor allem auf der Frage nach der Bedeutung des Kulturbegriffs für die Analyse ökonomischer Praktiken und Diskurse. Meist, so Tellmann, werde »Kultur« gegenwärtig als ein »strategischer Begriff« verwendet, mit dem in kritischer Distanz zu ökonomischen Theorien deren historische Kontingenz herausgestellt werden solle. Nicht zuletzt darauf sei die gegenwärtige Konjunktur des Kulturbegriffs in den aktuellen Soziologien des Ökonomischen zurückzuführen. Dabei seien jedoch zwei unterschiedliche Verständnisse von Kultur zu unterscheiden: eines, dass sie als allgemeine Ordnungsleistung fasst und eines, dass sie als Performativität schlechthin begreift. Bei der Verhältnis bleibe allerdings meist ungeklärt. Tellmann entwickelte vor diesem Hintergrund in einer eindringlichen Argumentation eine historisch-genealogisch Perspektive, die »Kultur« nicht als Gegenbegriff von »Ökonomie« allein ökonomiekritisch nutzt, sondern bei der Geschichte dieses Ge-

gensatzpaares selbst ansetzt und diese nachverfolgt; aufgezeigt und historisiert wird damit auch das assoziative Potential dieses Gegensatzpaares, wie etwa in der Entgegensetzung einer »kalten«, aber auch »materielleren« und damit »wirklicheren« Ökonomie und einer »bedeutungsvollen«, aber auch »überbauhaften« und damit »weicheren« Kultur zum Tragen kommt (wenn auch nicht immer explizit). Statt diese polaren Assoziationen fortzuschreiben, so Tellmann, komme es darauf an, ihre Wirksamkeit zu begreifen. Deutlich wurde in ihrem Vortrag insbesondere, dass die historische Kultursoziologie, wenn sie sich auf begriffsgeschichtliche Überlegungen einlässt, auch die Hintergründe gegenwärtiger Theoriedebatten erhellen kann.

Auch *David Kaldewey's* Vortrag »Methodologische Überlegungen zum Verhältnis von Kultursoziologie und Differenzierungstheorie« ging von der Beobachtung aus, dass Fragen der Kultur häufig als »weiche« von »harten« Strukturfragen abgegrenzt werden. In dieser Hinsicht, so Kaldewey, bearbeite die systemtheoretische Differenzierungstheorie partiell die ältere Struktur-Kultur-Unterscheidung (Swidler, Sewell). Kaldewey kam zum dem Schluss, dass Fragen dieses Typs nicht theoretisch gelöst, sondern nur gegenstandsbezogen geklärt werden könnten. Am Fallbeispiel der Wissenschaft und ihrer Semantik zeigte er sodann auf, dass deren Geschichte sich keinesfalls als eine Folge von Differenzierungsprozessen fassen lässt, denen semantische Umbrüche lediglich folgten: Vielmehr zeige ein vergleichender Blick auf die zur neuzeitlichen Wissenschaft führenden semantischen Unterscheidungen (Theorie/Praxis/Poiesis, *vita activa/contemplativa*, *universitas/studium*, reine/angewandte Forschung etc.), dass bei der Herausbildung von Wissenschaft durchaus eine »kulturelle Dimension wissenschaftlichen Handelns« sichtbar werde, ohne die ihre systemische Ausdifferenzierung gar nicht verständlich werde.

Obwohl die Veranstaltung nicht gut besucht war, wurde die Diskussionszeit – die mit Absicht nicht zu knapp angesetzt war – rege genutzt. Über die direkt auf die Vorträge gerichteten Nachfragen hinaus wurde dabei deutlich, dass das Thema der »Historizität der Kultur« bei weitem nicht ausgeschöpft ist. Die Initiative zu einer Tagung über »Historische Semantik und Soziologie« (Arbeitstitel, Anfang 2014, Organisation Stephan Hein, Dominik Schrage, Patrick Wöhrle) ist auch als ein Versuch zu verstehen, die in Bochum begonnene Diskussion weiterzuführen.

Ad hoc-Gruppe »Der Konsum als Objekt und Medium der Kritik. Zum Verhältnis von Konsumkritik und kritischem Konsum«

Die Veranstaltung (organisiert von Dominik Schrage und Jens Hälterlein) fragte nach dem Verhältnis zwischen dem gegenwärtig vieldiskutierten Phänomen des politischen, moralischen oder kritischen Konsums und klassischen Positionen der Konsumkritik. Während ersterer einen Aspekt der Konsumpraxis selbst darstellt, bei dem mittels Boykott oder Buycott (dem gezielten Einkauf bestimmter Produkte) gesellschaftliche Veränderungen herbeigeführt werden sollen, argumentiert letztere zumeist aus der Perspektive des am konkreten Konsumgeschehen unbeteiligten Beobachters. Die Praxis-Theorie-Unterscheidung verdeckt indes, dass es sich beim kritischen Konsum um eine mehr oder weniger direkte Umsetzung von Konsumkritik in gesellschaftliche Praxis handeln kann. Konsumkritik wäre dann die Moral oder Entscheidungstheorie einer kritischen Konsumpraxis. Die Bestimmung dieses konstitutiven Verhältnisses von Kritik und Konsum und der sich daraus ergebenden Dynamiken war der gemeinsame Ansatzpunkt der Vorträge.

Dominik Schrage (Dresden, Lüneburg) führte in seinem Vortrag in die Fragestellung der Ad Hoc-Gruppe ein. Zunächst zeigte er, dass die Kritik an illegitimem, ungleichem oder übermäßigem Konsumverhalten die Herausbildung des modernen Konsums seit der frühen Neuzeit begleitete. Konsumkritik kann aus dieser Sicht als eine wichtige Begleitsemantik des modernen Konsums begriffen werden, mit deren Differenzierung sich zentrale Bezugspunkte zur Bewertung von Konsumpraktiken herausbilden (wie »Bedürfnis«, »rechtes Maß« etc.). Kritik des Konsums solle daher nicht bloß (auch gegen die Intention ihrer Protagonisten) als fundamentale Ablehnung des Konsumsystems, sondern als öffentliche, dabei aber standortabhängige Analytik des faktischen Konsumgeschehens eingeordnet werden. Eine solche wissenssoziologische Perspektivierung sei die eine Möglichkeit, die Kritik am Konsum auf diesen selbst zurück zu beziehen. Eine zweite eröffne sich dann, wenn die konsumkritischen Positionen auf Widersprüche zwischen ihren normativen Bezugspunkten und den faktischen Konsumpraktiken ihrer Protagonisten befragt werden. So habe der antikapitalistische Aktionismus der Jahre um 1970 zwar den Massenkonsum als ubiquitäre Vereinnahmung des Lebens durch den Kapitalismus angegriffen, diese Kritik aber gerade im Medium des Konsums von bestimmten Massen-Konsumgütern (Platten, Kleidung, Filme etc.) artikuliert. Auch die weniger radikale Idee eines an Nachhaltigkeit, Gesundheit und Fairness orientierten Konsums weist solche Widersprüchlichkeiten auf, die zum Beispiel aus den Diskrepan-

zen zwischen Zielvorstellungen resultieren können: Biologisch angebaut muss nicht ökologisch nachhaltiger sein und gesunde Lebensmittel und Kosmetika können durchaus unfair produziert und vertrieben werden. Die Annahme, dass diese Probleme durch Moralisierung oder Aufklärung der Konsumenten gelöst werden können, unterschätze, so die These des Vortrags, die besonderen Freiheitsgrade der modernen Konsumentenrolle.

An diese Überlegungen anschließend, rekonstruierte *Jens Hälterlein* (Potsdam) die Übersetzung der radikalen Konsumkritik der Öko-Bewegung in das umweltpolitische Leitbild des nachhaltigen Konsums. Ausgehend von der Beobachtung, dass das an Konsumverzicht und Selbstversorgung orientierte Lebensstilkonzept der Öko-Bewegung in Fachdiskursen, die um den Begriff Nachhaltigkeit kreisen, so gut wie keine Rolle spielt, und statt dessen im nachhaltigen Konsum der umweltpolitische Königsweg gesehen wird, machte Hälterlein den Vorschlag, diese Dominanz an zwei Ursachen festzumachen: Erstens kollidiert das Leitbild des nachhaltigen Konsums nicht mit der etablierten Lösung für die Verteilungs- und Gerechtigkeitsprobleme in kapitalistischen Gesellschaften – dem Massenkonsum. Zweitens ist nachhaltiger Konsum absolut vereinbar mit Marktprinzipien, insofern er gerade durch das freie Spiel von Angebot und Nachfrage seine Wirkungsmacht entfalten soll. Dementsprechend ist es die Aufgabe der Verbraucherpolitik, den Konsumenten zur Übernahme von persönlicher Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung zu bewegen. Das Konzept des nachhaltigen Konsums könne, so die Schlussfolgerung des Vortrags, als eine Adaption der ökologischen Konsumkritik in eine an Massenkonsum, Marktgesetzen und individueller Verantwortung orientierte neoliberale Gesellschaftspolitik verstanden werden, deren Siegeszug sich nicht zufällig etwa zeitgleich mit dem des nachhaltigen Konsums vollzog.

Das Thema des Vortrags von *Lilian Leupold* (Dresden) war eine vergleichende Analyse von unteren und oberen Mittelschichten in Brasilien. Sie fokussierte in ihrem Vortrag dabei auf jene Akteure, die kritische Haltungen zum Konsum artikulieren und deren Konsumpraxis durch eine normative Orientierung am Gebrauchswert anstatt am Erlebniswert der Konsumgüter sowie eine ausgeprägte Arbeitsorientierung charakterisiert ist. Trotz dieser Gemeinsamkeit, die sie von erlebnisorientierten Konsumenten unterscheidet, weisen die nutzenorientierten Konsumenten aus den unteren und oberen sozialen Schichten grundlegende Unterschiede im Hinblick auf die von ihnen geäußerte Konsumkritik auf. Während Konsumenten aus der unteren Mittelschicht Werte wie Nützlichkeit, Sparsamkeit und Mäßigung betonen,

vertreten Konsumenten aus der oberen Mittelschicht eine grundsätzlichere Konsumkritik, die auf post-materialistischen Werten basiert. Diese post-materialistischen Werte treten nun in ein eigentümliches Spannungsverhältnis zum realen Konsumverhalten ihrer Träger. Während die Sparsamkeits- und Mäßigungsorientierung der unteren Mittelschicht mit ihrer stark eingeschränkten Kaufkraft übereinstimmt, widerspricht die grundsätzliche Ablehnung eines materialistischen Lebensstils den hohen Konsumausgaben der oberen Mittelschicht. Es ließe sich vermuten, dass die sprunghafte Einkommenssteigerung und Erhöhung der sozialen Mobilität, wie sie Brasilien in den letzten zehn Jahren durchlebte, in Beziehung zu diesem Widerspruch zwischen Reflexion über Konsum und praktiziertem Konsum steht.

Thomas Lenx (Luxemburg) schließlich, erzählte die Geschichte der Kritik am Warenhaus. Um 1900 wurden die Warenhäuser als »Kathedralen des Konsums« und als »Orte der Unmoral« kritisiert. Dabei ging es nicht nur um die unerwünschte Betriebsform Warenhaus, die vom Mittelstand als Existenzbedrohung wahrgenommen wurde, sondern auch um etwas Prinzipielles. Die Gesellschaft als Ganze war in der Wahrnehmung zeitgenössischer Kritiker am Warenhaus bedroht. Im Warenhaus würden sich, so die Kritiker, die krankmachenden Bedingungen einer sich im Umbruch befindlichen Zeit spiegeln. Die Debatte war – dem Zeitgeist entsprechend – von antisemitischen, antiamerikanischen, misogynen und kulturkritischen Phantasien durchsetzt. Die Warenhausdebatte um 1900 bediente also alte kulturelle Vorurteile und schürte neue Ängste vor einer sich verändernden Welt. Einige dieser Motive wurden in den 1960er Jahren wieder aufgegriffen. Eine Gruppe von Kaufhausbrandstiftern, zu der auch Gudrun Ensslin und Andreas Baader gehörten, rechtfertigte ihre Tat mit dem Kampf gegen den allgemeinen Konsumterror. Und die Kommune 1 kommentierte diese Brandstiftung mit den Worten, es sei »immer noch besser ein Warenhaus anzuzünden, als ein Warenhaus zu betreiben«. An der Warenhausdebatte zeigt sich somit, dass Konsumkritik immer auch ein Signum ihrer Zeit ist.

Die zahlreichen Beiträge aus dem Publikum und die regen Diskussionen bei dieser gut besuchten Veranstaltung zeigten, dass die Frage nach dem Verhältnis von Kritik und Konsum weit über die internen Debatten der Konsumsoziologie hinaus führt und auf großes Interesse stößt. Es sollte demnach sowohl Aufgabe und Anliegen der Konsumsoziologie sein, ihren Teil zu diesem Selbstverständigungsprozess beizutragen.

Dominik Schrage

Adhoc-Gruppe »Der sinnliche Zusammenhalt des Sozialen. Praktiken zwischen Materialität und Wahrnehmung«

Den Einstieg in das Thema lieferte *Andreas Reckwitz*, der in seinem Vortrag für eine systematische Integration der Wahrnehmungsanalyse in die Sozialtheorie plädierte und dabei insbesondere auf die Frage der ästhetischen Praktiken einging. Daran anschließend stellte *Sophia Prinz*, die die Adhoc-Gruppe gemeinsam mit *Hanna Katharina Göbel* organisiert hatte, einen Ansatz vor, wie ausgehend von Foucaults Dispositivbegriff eine praxeologische Theorie visueller Wahrnehmung entwickelt werden kann.

Die folgenden drei Vorträge beschäftigten sich aus je unterschiedlicher Perspektive mit der empirischen Analyse verschiedener sinnlicher Phänomene. Ausgehend von der neophänomenologischen These, dass die konstitutive Bedingung von Sozialität leibliche Kommunikation sei, führte *Robert Guggutzer* vor, wie Sportgeräte die körperlichen Praktiken der Subjekte sinnlich-spürend anleiten. *Hanna Katharina Göbel* präsentierte Auszüge aus einer umfangreicheren architektursoziologischen Studie, die die stadtpolitisch gesteuerte ästhetische und atmosphärische Aufwertung von urbanen Ruinen und die damit verbundene »Übersensibilisierung« der Sinne zum Gegenstand hat. *Christiane Schürckmann* beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit den sinnlichen Aspekten des künstlerischen Produktionsprozess, den sie als eine intensive und intime Wechselbeziehung zwischen Mensch und Material beschrieb.

Aus der abschließenden Plenumsdiskussion ging als Resümee hervor, dass die sinnliche Wahrnehmung als ein eigenständiger Teil von sozialer Praxis verstanden werden kann, der auch zukünftig noch weiterer theoretischer und empirischer Analysen bedarf.

Sophia Prinz

Arbeitskreis Philosophische Anthropologie und Soziologie

Jahresbericht 2012

Am 4. September 2012 (Helmuth Plessners 120. Geburtstag) wurde der dreitägige *V. Internationale Helmuth Plessner Kongress* in Wiesbaden (Plessners Geburts- und Heimatstadt) eröffnet. Unter dem Titel »Deutschland – Europa – Welt« stand seine kultursoziologische Schrift »Verspätete Nation« im Mittelpunkt. Eröffnungssprecher war Hermann Lübke. Weiterhin

trugen vor: *Tilman Allert* (Frankfurt am Main), *Wolfgang Bialas* (Berlin), *Joachim Fischer* (Dresden), *Franka Maubach* (Göttingen), *Hans-Georg Soeffner* (Essen), *Andrzej Gniazdowski* (Warschau), *Wolfgang Eßbach* (Freiburg), *Hans-Peter Krüger* (Potsdam), *Scott Davis* (Miyazaki, Japan), *Helmut Lethen* (Wien), *Austin Harrington* (Leeds) und *Gregor Fitzji* (Oldenburg). Die Helmuth-Plessner-Gesellschaft plant zusammen mit dem Oberbürgermeister von Wiesbaden *Helmut Müller* die Initiative für einen »Wiesbadener Helmuth-Plessner Preis«, der alle drei Jahre vergeben werden soll.

Aus Anlass des 100. Geburtstag von *Helmut Schelsky* (14. Oktober 1912), der aus dem philosophisch-anthropologischen Umfeld dessen wirkungsvollster Soziologe wurde, gab es 2012 drei Veranstaltungen (Tagung TU Chemnitz 25. und 26. Oktober; Kolloquium Uni Bielefeld 5. und 6. Oktober; Workshop Uni Münster 11. und 12. Oktober). An den verschiedenen Veranstaltungen, die Schelsky als »deutschen Soziologen« und »Anti-Soziologen«, als Universitätsgründer und Intellektuellen im »zeitgeschichtlichen, institutionellen und disziplinären Kontext« erinnerten und analysierten, beteiligten sich aus der Soziologie mit Beiträgen: *Karl-Siegbert Rehberg* (Dresden), *Clemens Albrecht* (Koblenz), *Patrick Wöhrle* (Dresden), *Gerd Schäfer* (Bremen, Berlin), *Carsten Klingemann* (Osnabrück), *Frank Hillebrandt* (Hagen), *Jens Adamski* (Bochum), *Franz-Xaver Kaufmann* (Bielefeld), *Ulrich Oevermann* (Frankfurt am Main), *Christian Hilgert* (Bielefeld), *Hartmann Tyrell* (Bielefeld), *André Kieserling* (Bielefeld).

Seit einiger Zeit finden die Arbeiten des Kognitions- und Kommunikationspsychologen *Michael Tomasello*, der an einer kulturellen Sonderstellungstheorie der menschlichen Gattung im kontrastiven Tier-/Primaten-/Mensch-Vergleich arbeitet, Resonanz in den deutschen Sozialwissenschaften. »Michael Tomasellos Arbeiten als Grundlage soziologischer Theoriebildung« standen im Mittelpunkt einer Tagung am 21. und 22. Februar 2013 im Max-Weber-Institut für Soziologie der Universität Heidelberg, organisiert von *Gert Albert*, *Rainer Greshoff*, *Jens Greve* und *Rainer Schützeichel*. Den theoriegeschichtlichen und -systematischen Bezug zur Denktradition der Philosophischen Anthropologie stellen unter anderem die Vorträge von *Karl-Siegbert Rehberg* (»Sonderstellung oder ökologische Nische des Menschen? Wolfgang Köhler und Michael Tomasello aus der Sicht der Philosophischen Anthropologie«) und *Joachim Fischer* her (»Die unverhoffte Erneuerung der modernen Philosophischen Anthropologie. Michael Tomasello und ein deutsches Paradigma der Soziologie«).

Zum 100. Geburtstag des deutsch-jüdischen Kulturanthropologen Michael Landmann wird der AK Philosophische Anthropologie und Soziologie zusammen mit den Kulturphilosophen *Gerald Hartung* (Wuppertal) und *Jörn Bohr* (Leipzig) 2013 einen Workshop mit dem Titel: »Kulturanthropologie als Philosophie des Schöpferischen« veranstalten (12. und 13. Dezember an der Universität Wuppertal). Landmann ist bekannt für sein Standardwerk »Philosophische Anthropologie. Menschliche Selbstdarstellung in Geschichte und Gegenwart« (5. Aufl. 1982) und zudem gegenwärtig interessant wegen seiner Kulturanthropologie des Schöpferischen (»Der Mensch als Schöpfer und Geschöpf der Kultur« 1961), die auf dem Workshop auch in Verbindung mit Castoriades' Theorie der »Gesellschaft als imaginäre Institution« und der »Erfindung der Kreativität« (Reckwitz) diskutiert werden soll.

Joachim Fischer

Arbeitskreis Soziologie der Künste

Jahresbericht 2012

Zwei wichtige Ereignisse prägen das Jahr 2012 des Arbeitskreises. Die Jahrestagung zum Thema »Kunst und Öffentlichkeit« fand am 6. und 7. Dezember 2012 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg statt. Dabei handelte es sich um eine Kooperation des AK mit seinem schweizerischen »Partner«, dem Forschungskomitee Kunst- und Kultursoziologie der SGS (OrganisatorInnen waren für den deutschen AK seine Sprecherin *Dagmar Danko* sowie *Florian Schumacher*, Freiburg und für das Foko-Kukuso dessen Präsident *Olivier Moeschler*, Lausanne, sowie *André Ducret*, Genf). Auf diese Weise war es nur zwei bzw. drei Jahre nach Gründung der jeweiligen Forschungsnetzwerke möglich, KunstsoziologInnen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Österreich zusammenzubringen und einen internationalen Austausch zu ermöglichen, der in dieser Form ein Novum darstellte und von allen TeilnehmerInnen mehr als begrüßt wurde. ReferentInnen waren: *Pascale Ancel* (Grenoble) und *Sylvia Girel* (Aix-Marseille), *Sebastian Baden* (Karlsruhe), *Thorsten Benkel* (Frankfurt am Main), *Samuel Coavoux* (Lyon), *Kerstin Fink* (Heidelberg), *Joachim Fischer* (Dresden), *Denis Hänzi* (Berlin), *Kathrin Hobmaier* (Leipzig), *Lisa Marx* (Genf), *Miriam Odoni* und *André Ducret* (Genf), *Gerhard Panzer* (Dresden), *Sophia Prinz* und *Hilmar Schäfer* (Frankfurt an der Oder),

Gernot Saalman (Freiburg), *Christian Schneickert* (Berlin) und *Florian Schumacher* (Freiburg), *Tasos Zembylas* (Wien). Dagmar Danko und Olivier Moeschler hielten Eröffnungs- und Abschlussreden. Im Tagungsband, der für Ende 2013 geplant ist, sollen zudem auch Beiträge zum Thema von *Rachel Mader* (Zürich), *Hermann Pfütze* (Berlin) und *Nina T. Zahner* (Leipzig) veröffentlicht werden.

Durch *Christian Steuerwald* (Mainz) ist eine dauerhafte Kooperation mit dem Verlag Springer VS ermöglicht worden, die in der neuen Reihe »Kunst und Gesellschaft« ihren Ausdruck findet. In dieser Reihe erscheinen nunmehr Forschungsarbeiten im Bereich der Soziologie der Künste sowie die Bände zu den Tagungen des AK. Der erste Tagungsband – gleichzeitig die erste Publikation in der neuen Reihe – ist jener zum Workshop in Mainz im Jahre 2011: *Christian Steuerwald, Frank Schröder* (Hg.), *Perspektiven der Kunstsoziologie. Praxis, System, Werk*. Wiesbaden 2013. Die nächste Tagung des AK findet am 10. und 11. Oktober 2013 an der Universität Leipzig statt; Organisatorin ist in diesem Jahr *Nina T. Zahner*.

Dagmar Danko

Schader-Preis 2013 für Jutta Allmendinger

Die Soziologin Jutta Allmendinger erhält den Schader-Preis 2013. Mit dem Preis zeichnet die Schader-Stiftung Gesellschaftswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus, die durch ihre wissenschaftliche Arbeit und ihr öffentliches Wirken wichtige Beiträge für die Lösung gesellschaftlicher Probleme geleistet haben. Die Preisträgerin des Schader-Preises 2013 Prof. Jutta Allmendinger Ph.D. erfüllt diese Anforderungen in ganz besonderem Maße.

Jutta Allmendinger steht mit ihren vielfältigen öffentlichkeitswirksamen Arbeiten für die konsequente Vermittlung sozialwissenschaftlicher Forschungsthemen und -ergebnissen in die Öffentlichkeit. Seit 2007 ist sie Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB). Untersucht werden dort, aus Perspektiven verschiedener Disziplinen, zentrale gesellschaftliche Themen: Armut, politische und gesellschaftliche Teilhabe, Arbeit, Integration, internationale Konflikte, Innovation und Wettbewerb. Jutta Allmendinger selbst hat ihre Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung mit den Themen Ungleichheit der Lebenschancen sowie Geschlechter- und Familienfragen verknüpft und dabei immer den internationalen Vergleich einbezogen.

Jutta Allmendinger ist eine außergewöhnliche Persönlichkeit, die als Präsidentin des WZB und Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin Theorie und Praxisbezogenheit bestens verbindet. Der Schader-Preis wird jährlich von der Schader-Stiftung verliehen und ist mit 15.000 Euro dotiert. Preisgericht ist das Kuratorium der Stiftung. Zu den bisherigen Preisträgern zählen unter anderem Paul Kirchof (2012), Jan Philipp Reemtsma (2011), Wolf Lepenies (2010), Lord Ralf Dahrendorf (2009), Klaus von Beyme (2008), Franz-Xaver Kaufmann (2007), Gesine Schwan (2006) und Ulrich Beck (2005).

Die Schader-Stiftung fördert die Gesellschaftswissenschaften und deren Dialog mit der Praxis.

Peter Lonitz

Hans-Kilian-Preis 2013 für Hans Joas

Der mit 80.000 Euro dotierte »Hans-Kilian-Preis für die Erforschung und Förderung der metakulturellen Humanisation« wird in diesem Jahr an Hans Joas vergeben.

Der international renommierte Soziologe und Sozialphilosoph wird für sein wissenschaftliches Lebenswerk geehrt. Besonders gewürdigt wird der inter- und transdisziplinäre Charakter vieler seiner Publikationen, die seit Jahrzehnten in zahlreichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen Aufmerksamkeit erregen.

Sein weit verzweigtes Engagement in verschiedenen Universitäten und Forschungseinrichtungen lässt Hans Joas erheblich zur Kreativität und Produktivität der Sozialwissenschaften beitragen – so etwa als langjähriger Leiter des Max Weber-Kollegs für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien in Erfurt, als Professor am Department of Sociology an der University of Chicago, als Fellow am Swedish Collegium for Advanced Study in the Social Sciences in Uppsala. Zur Zeit ist er Fellow am Freiburger Institute for Advanced Studies (FRIAS).

Zu wichtigen Publikationen des Preisträgers zählen Bücher über den amerikanischen Pragmatismus, unter anderem über die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead, über die Kreativität des Handelns oder die Entstehung der Werte in Erfahrungen der Selbsttranszendenz, über Krieg und Gewalt oder zuletzt über die Genealogie der Menschenrechte.

Der internationale Forschungspreis wird am 20. Juni in Bochum zum zweiten Mal vergeben. Mit dem Preis werden exzellente Leistungen von Personen gewürdigt, die neue Einsichten in die geschichtliche und kulturelle Existenz des Menschen und seine veränderliche Psyche vermittelt haben.

Habilitationen

Dr. Heike Delitz hat sich am 9. Januar 2013 an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bamberg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Bergson-Effekte im französischen soziologischen Denken. Aversionen, Attraktionen und ein Paradigma soziologischer Theorie«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Europa – Politik – Gesellschaft

Europa – Politik – Gesellschaft ist eine neue Reihe im Verlag Springer VS, in der sozialwissenschaftlich ausgerichtete Studien zur Entwicklung Europas und der europäischen Integration veröffentlicht werden.

Mit den Begriffen *Europa* und *Europäisierung* verbinden sich heute unterschiedliche analytische Problemstellungen, vielfältige Forschungsperspektiven und gesellschaftstheoretische Ansätze. Sozialwissenschaftliche Europaforschung bedeutet schon lange nicht mehr allein empirische Regionalforschung oder vergleichende Landes- und Sozialkunde. Die Begriffe Europa und Europäisierung stehen für einen paradigmatischen Prozess des sozialen Wandels, der Transnationalisierung und der gesellschaftlichen sowie politisch-institutionellen Integration – Dynamiken, die das historische Vergesellschaftungsmodell des Nationalstaates transzendieren.

Das Theorien- und Methodenspektrum der sozialwissenschaftlichen Europaforschung erstreckt sich von der Sozialstrukturanalyse über die Politische Ökonomie, den Institutionalismus bis hin zur Policy-, Diskurs- und Netzwerkanalyse. Als Forschungsobjekt bildet die Dynamik Europas heute einen herausragenden Anwendungsfall von Gesellschaftstheorie, an dem sich deren Analyse- und Prognosefähigkeit stets bewähren muss.

Zu den zentralen empirischen Forschungsfeldern der sozialwissenschaftlichen Europaforschung gehören die Europäische Union als historisch einzigartige politische Vergesellschaftungsform, deren Entwicklung und Strukturen sowie die intendierten und nicht-intendierten Wirkungen ihrer Politiken auf die gesellschaftlichen Ordnungen. Staatlichkeit und Märkte, Recht und Sozialpolitik, Öffentlichkeit, Migration, Bildung, Wissenschaft und Forschung, die gesellschaftlichen Konfliktregimes, kollektive Identitäten und Geschlechterverhältnisse, um nur die wichtigsten gesellschaftlichen Handlungsfelder zu nennen, stehen mittlerweile unter dem Einfluss der europäischen Governance und nachhaltiger Europäisierung. Nicht alle damit einhergehenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse waren und sind EU-Projekte. Der europäische Verband ist zwar zu einer wesentlichen Triebkraft der Modernisierung auf dem europäischen Kontinent geworden, doch sind darüber hinaus weltgesellschaftliche Globalisierungs- und Rationalisierungsprozesse zu berücksichtigen, die auf die europäischen Gesellschaften Einfluss nehmen. Die Entwicklungen in Europa sind immer zugleich im Rahmen eines globalen und reflexiven Modernisierungsverständnisses zu beobachten. Insbesondere die Dialektik von

Globalisierung und Europäisierung, von globaler und regionaler, endogener und politik- bzw. institutioneninduzierter Modernisierung ist zu betrachten.

Die neue Reihe *Europa – Politik – Gesellschaft* im Verlag Springer VS veröffentlicht innovative und wissenschaftlich gehaltvolle Forschungsarbeiten aus Soziologie, Politik- und Verwaltungswissenschaft, Kultur-, Medien und Kommunikationswissenschaft sowie aus einschlägigen interdisziplinären Forschungsverbänden, wie den *European Studies* oder den sogenannten Europawissenschaften. Beiträge zur theoretischen Grundlagenforschung sind ebenso willkommen wie theoriegeleiteten empirische Fallstudien. Ich lade herzlich dazu ein, mir Publikationsvorschläge und Manuskripte in Form von Monographien oder Sammel- bzw. Tagungsbänden zu senden: maurizio.bach@uni-passau.de.

Maurizio Bach

Call for Papers

Horizontale Europäisierung – Nationale Öffnung und europäische Schließung?

Jahrestagung der Sektion Europasozio­logie am 10. und 11. Oktober 2013
in Oldenburg (Oldb.)

Die europäische Integration galt lange Zeit als politisches Projekt, als Versuch, zentrale Probleme der jeweiligen Zeit nicht im Rahmen nationalstaatlicher Regulierung zu lösen, sondern auf der Grundlage etablierter Institutionen grenzübergreifender Zusammenarbeit. Aus diesem Prozess ist mittlerweile ein einmaliger kontinentaler Zusammenschluss souveräner Staaten entstanden. Entsprechend lässt sich Europäisierung heutzutage nicht mehr auf seine politische Dimension reduzieren, sondern muss wesentlich breiter auch aus der Perspektive unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen und Akteure sowie der einfachen Leute gedacht und analysiert werden.

So haben sich nicht nur politische Entscheidungsprozesse im Rahmen der europäischen Integration maßgeblich verändert, sondern auch die sozialen Beziehungen und die Lebenssituation der Menschen. Dabei stellt der Nationalstaat nicht mehr selbstverständlich die einzige Zurechnungseinheit dar, sondern es ergeben sich immer stärkere grenzübergreifende Verflechtungen und transnationale Bezüge sozialer Interaktionen, Einstellungen und Deutungen. In sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen entsteht auf diese Weise eine Entwicklungsdynamik, für die Europa einen nicht zu unterschätzenden Einflussfaktor darstellt. Damit brechen in zahlreichen Bereichen etablierte Organisationsformen auseinander und es entstehen Verhandlungsmöglichkeiten und Konflikte, in deren Rahmen sich neue Arrangements ergeben. Diese Konflikte werden von unterschiedlichen Akteuren vorangetrieben, die dabei auf verschiedene Legitimationsmuster und Ressourcen wie beispielsweise Finanzmittel, moralische Argumente oder öffentlichen Druck zurückgreifen.

Die Tagung will eben diesen Prozessen nachgehen und lädt daher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein, Arbeiten vorzustellen, die sich mit der Öffnung ehemals national organisierter sozialer Teilbereiche auseinandersetzen und dabei die Frage nach dem Bezug dieser Entwicklung zu Europa stellen. Willkommen sind daher Einsendungen, die sich in der einen oder anderen Weise mit einer der folgenden Fragen auseinandersetzen:

- In welchen Bereichen und inwieweit verliert der Nationalstaat für die Leute seine Position als zentrale Zurechnungseinheit? Wird er dort durch einen explizit europäischen Bezug ersetzt oder ergänzt?
- Welche Akteure treiben die Europäisierung jenseits der politisch-administrativen Regulierung voran? Auf welche Widerstände stoßen diese Akteure? Welche Strategien und Ressourcen können sie dafür mobilisieren und worin bestehen die stärksten Beharrungskräfte?
- Lässt sich im Rahmen allgemeiner Öffnungsprozesse auch eine europäische Schließung beobachten?

Forscherinnen und Forscher, die ein Projekt entlang der skizzierten Fragen vorstellen möchten, werden gebeten einen Abstract (max. 300 Wörter) bis zum **30. April** an Nils Müller zu senden: nils.mueller@uni-oldenburg.de. Bei Fragen erreichen Sie ihn telefonisch unter 0441/798 4555.

IV. Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie

22. bis 24. November 2013, Lutherstadt Wittenberg, Leucorea

Die soziologische Religionsforschung ist thematisch vielfältig und empirisch breit gefächert. Sie hat Religion von Beginn an als Ort und als Spiegel gesellschaftlichen Wandels verstanden. Zugleich hat sie gezeigt, dass Religion ganz entscheidend zur Begründung und Stabilisierung sozialer Ordnung beiträgt. Religion in ihrer Kontinuität und Diskontinuität, mit ihren integrierenden und konflikthaftern Potentialen ist daher auch aktuell ein zentraler soziologischer Untersuchungsgegenstand, anhand dessen die jeweiligen Formen sozialen Wandels und sozialer Integration exemplarisch aufgezeigt und reflektiert werden können. Dies manifestiert sich in einer facettenreichen Forschung über die Vielschichtigkeit religiöser Realität innerhalb wie auch außerhalb europäischer Gesellschaften.

Da sich das Verhältnis von Religion und Gesellschaft ambivalent und vielfältig gestaltet, lädt die Sektion Religionssoziologie im Rahmen ihrer IV. Offenen Tagung dazu ein, unterschiedliche, empirisch und theoretisch orientierte Beiträge in religionssoziologischer Perspektive zu diskutieren: ob es sich um institutionelle Rahmenbedingungen und Organisationsformen religiösen Handelns, um religiöses Wissen, die Ausgestaltung oder Verschiebung von Machtbeziehungen im religiösen Feld, um religiöse Geschlechterverhältnisse, Professionalisierungsprozesse oder um die Erweiterung des Religiösen in Richtung populäre Religion und Spiritualisierung handelt, um religiöse Bewegungen, Emotionen und rituelle Formen oder um religiöse Biografien, um die Verhandlung religiöser Praktiken und Identitäten in Migrationskontexten oder um Repräsentationen des Religiösen im öffentlichen Raum – Beiträge zu unterschiedlichen Themenfeldern sind sehr herzlich willkommen. Die Tagung gibt Raum, sie nebeneinander zu stellen sowie unterschiedliche theoretische Perspektiven und empirische (quantitative ebenso wie qualitative) Herangehensweisen relevant zu machen – und sich zu vernetzen. Vor allem jedoch soll die offene Tagung Gelegenheit bieten, aktuelle Forschungsprojekte vorzustellen und Themen zu diskutieren, die in den thematisch fokussierten Veranstaltungen der Sektion keinen Raum finden. Besonders der wissenschaftliche Nachwuchs ist eingeladen, Abstracts einzureichen. Konferenzsprache ist Deutsch; englische Abstracts sind herzlich willkommen.

Beitragsvorschläge werden als elektronische Abstracts (doc, pdf) bis spätestens zum **15. Juli 2013** an beide Organisatorinnen erbeten. Die Abstracts sollen nicht mehr als 250 Wörter umfassen. Hinweise zu den Anmeldemodalitäten finden Sie auf der Sektionshomepage: www.sociologie.de/index.php?id=103

Die Organisatorinnen sind Kornelia Sammet und Heidemarie Winkel, E-Mail: kornelia.sammet@uni-bielefeld.de, hwinkel@uni-potsdam.de

Tagungen

Kultursoziologie im 21. Jahrhundert

Jahrestagung der Sektion Kultursoziologie zu Ehren von Karl-Siegbert Rehberg vom 20. bis 22. Juni 2013 am Institut für Soziologie der TU Dresden

Es ist eine ›Aufbruchstagung‹ der Kultursoziologie beabsichtigt, die zugleich bewusst als ein (seltenes) intergenerationelles Aufeinandertreffen geplant wird. Dabei sollen kultursoziologisch interessierte Köpfe über die Sektion hinaus zusammengeführt werden. 19 Vortragende aus der ›jüngerer‹ Generation werden zu Vorträgen eingeladen, die jeweils ihre Perspektive für die Kultursoziologie im 21. Jahrhundert markieren und das zugleich an einem ausgewählten Beispiel demonstrieren sollen. Jedem Vortrag ist ein Kommentator aus der ›älteren‹ Generation zugeordnet.

Die Tagung ist zudem eine Ehrung für Karl-Siegbert Rehberg, der in diesem Jahr 70 wird und der während der Tagung zum Ehrenmitglied der Sektion ernannt werden soll. Die Laudatio hält Hans-Georg Soeffner.

Vortragende: *Heike Delitz* (Bamberg, Dresden), *Sina Farzin* (Hamburg), *Lars Gartenbach* (Jena), *Serhat Karakayali* (Halle an der Saale), *Michael Kauppert* (Hildesheim), *Henning Laux* (Bremen), *Alexander Leistner* (Leipzig), *Stephan Meißner* (Weimar), *Frithjoff Nungesser* (Graz), *Sven Opitz* (Hamburg), *Andreas Pettenkofer* (Erfurt), *Hilmar Schäfer* (Frankfurt an der Oder), *Johannes Scheu* (Konstanz), *Tobias Schlechtriemen* (Freiburg), *Thomas Schmidt-Lux* (Leipzig), *Robert Seyfert* (Konstanz), *Samuel Strehle* (Basel), *Ute Tellmann* (Hamburg), *Patrick Wöhrle* (Dresden).

Kommentatoren: *Clemens Albrecht* (Koblenz), *Ulrich Bröckling* (Freiburg), *Joachim Fischer* (Dresden), *Andreas Göbel* (Würzburg), *Alois Hahn* (Trier), *Lutz Hieber* (Hannover), *Michael Makropolous* (Berlin, Chemnitz), *Stephan Moebius* (Graz), *Axel Paul* (Basel), *Andreas Reckwütz* (Frankfurt an der Oder),

Karl-Siegbert Reberg (Dresden), *Hans-Georg Soeffner* (Essen, Konstanz), *Dominik Schrage* (Lüneburg), *Markus Schroer* (Marburg), *Justin Stagl* (Wien), *Johannes Weiß* (Kassel), *Andreas Ziemann* (Weimar), *Arnold Zingerle* (Bayreuth).

Die Tagung ist für Interessenten offen. Es wird um eine kurze Anmeldung bei den Veranstaltern Joachim Fischer und Stephan Moebius gebeten. E-Mail: joachim.fischer@tu-dresden.de, stephan.moebius@uni-graz.at

Stefan Deißler

Geschichtslosigkeit als Gegenwartsproblem

Aktuell wird innerhalb der deutschen Soziologie erneut über den adäquaten Umgang mit dem Thema »Drittes Reich« debattiert. Der vorliegende Beitrag zeigt zunächst, dass sich in der anhaltenden Kontroverse zwei Fraktionen gegenüberstehen, von denen eine die Intensivierung und Priorisierung der soziologischen NS-Forschung fordert, während die andere die Beibehaltung des status quo befürwortet. Im Anschluss an die Zusammenschau der Argumente, die die beiden Parteien für ihre jeweilige Position vorbringen, wird dann die epistemologische Dimension der Auseinandersetzung thematisiert. Hier erweist sich, dass sich im Streit um den Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie letztlich auch zwei antagonistische Entwürfe der Disziplin gegenüberstehen: die verbreitete Konzeption einer gegenwartsbezogenen Soziologie und die randständige Konzeption einer Soziologie mit eminenten historischer Dimension. Abschließend wird der letztere Entwurf soweit konkretisiert, dass er für eine alternative Positionsbestimmung der Themen Nationalsozialismus und Shoah genutzt werden kann.

Currently, German sociologists are debating once again the adequate handling of the subject of the Third Reich. The present article starts by describing the two opposing factions: one group is demanding the intensification and prioritization of sociological research on national socialism, while the other one favors the upholding of the status quo. Then, after a brief summary of the arguments put forward by the two parties, the epistemological dimension of the controversy is examined. At this point, it becomes apparent that the discussion on the positioning of the subject of national socialism within sociology is based on diverging conceptions of sociology itself: In the dispute, the widespread idea that sociology focuses on present social phenomena while almost completely disregarding their history clashes with the much less prevalent concept of a sociology that accentuates historicity. In the final part of this contribution, the latter concept is elaborated up to the point that it can be used to elucidate the thrust and the importance of sociological research on national socialism and the Shoah.

Georg Vobruba

Soziologie und Kritik

Wie lässt sich der Anspruch der Soziologie, eine kritische Wissenschaft zu sein, einlösen? Der Beitrag bietet erst eine Rekonstruktion der Entwicklung der Trägerschaft und der Domäne von Kritik im Zuge der Entwicklung des Weltbildes der Moderne. Eine entscheidende Konsequenz davon ist die Unterscheidung von Sein und Sollen. Dann werden unterschiedliche Ansätze diskutiert, in denen es um Verbindungen zwischen Sein und Sollen in kritischer Absicht geht. Gegen solche Versuche lautet das zentrale Argument des Artikels, dass der Anspruch, Kritik der

Gesellschaft mit soziologischen Mitteln zu betreiben, nicht durch die Konfrontation der Realität mit normativ aufgeladenen Maßstäben, sondern nur über den Umweg einer Soziologie der Kritik realisiert werden kann. Dazu muss sich die Soziologie auf die Analyse der institutionellen Bedingungen für Kritik als gesellschaftliche Praxis konzentrieren.

How can Sociology keep its claim to be a critical science? The article starts with offering a reconstruction of the development of the relevant actors and the domain of critique in the course of the unfolding of modern thought. One crucial consequence of this development is the basic distinction between *Sein* and *Sollen*. Subsequently I discuss different approaches which aim at criticising society by bridging the gap between *Sein* and *Sollen*. In contrast to such attempts the main argument of the article is that the critical impact of Sociology does not unfold by confronting reality with normative standards but via a sociology of critique. In order to do so, sociology has to focus on analyzing the institutional preconditions for critique as a praxis within society.

Günter C. Behrmann

Gründerjahre der Bildungssoziologie

Als einer der ersten Fachausschüsse innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie entstand 1958 ein Fachausschuss für Erziehungs- und Bildungssoziologie. Er wandte sich im Unterschied zu anderen damals gebildeten Fachausschüssen einem in der Forschung wie in der Lehre noch wenig beachteten Gebiet zu. Die Gründer, zu denen Theodor W. Adorno und der Rechtsanwalt Hellmut Becker vom Frankfurter Institut für Sozialforschung zählten, verband ein Interesse an einer demokratischen Orientierung aller Bildung in staatlichen und nicht-staatlichen Bildungseinrichtungen. Der Beitrag soll zeigen, wie und weshalb sie zur einflussreichsten Gruppe von Reformern in den Bildungsreformen der sechziger Jahre wurden.

In 1958 as one of the first research committees in the German Sociological Association a committee of educational sociology was founded. Contrary to other committees it turned to an area which received little attention both in research and in teaching at this time. The founders, including Theodor W. Adorno and the lawyer Hellmut Becker from the Frankfurt Institute for Social Research, had a common interest in a new democratic orientation of education in all state and non state institutions. The article shows how and why they became the most influential group of educational reformers in the Federal Republic of the sixties.

Christian Fleck

Tertiärer Analphabetismus

Urteile von anonymen Gutachtern beeinflussen die Entscheidungen über Aufnahme oder Ablehnung von bei Zeitschriften eingereichten Artikeln, aber auch bei Preisen und ähnlichen Nominierungen und vor allem bei der Projektfinanzierung durch Förderungseinrichtungen. Autoren bzw. Antragsteller halten die in den Gutachten geäußerten Urteile oft für unfair, überzogen oder falsch und stellen allerhand Vermutungen über die Kompetenz ihrer Verfasser an. Das hier im Begriff tertiärer Analphabetismus zusammengefasste Unvermögen von Gutachtern kann bei Zeitschriften von deren Herausgebern unwirksam gemacht werden, es hat bei Preisverleihungen u. dgl. keine nachhaltigen Folgen für die Karrieren von Abgelehnten, wird aber bei projektförmiger, auf Drittmittel angewiesener Forschung besonders virulent, weil dort ausgleichende Urteile einer zweiten Instanz nicht vorgesehen sind. Am Beispiel des österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung wird gezeigt, dass externe Gutachter unzureichend informiert werden und ihre negativen Urteile zu einem Teufelskreis führen können. Das Verfahren wird von diesem Fonds verteidigt, weil es angesichts geringer Finanzmittel hilft, ausreichend viele Anträge durch ein vorgeblich rationales Verfahren abzulehnen.

Reports by anonymous reviewers influence the decision about acceptance or rejection of articles submitted to journals, about prizes or nominations for fellowships etc. but also in the case of project research by granting funds. Often authors and applicants think that reviewers are unfair, unbalanced or frankly wrong and speculate about their competences. Such incapability by reviewers is labeled here tertiary analphabetism. It could be leveled out by journal editors and does not have lasting consequences for the careers of rejected applicants for prizes and the like. In the case of project research in need of third party funding the consequences are more severe because overruling is not provided. The Austrian Science Fund which serves as an example does not inform reviewers sufficiently about its procedures so their negative judgments can initiate a vicious circle because resubmitted proposals start partly from scratch. The procedure is defended by the Austrian Science Fund because it allows, given shortage of finance, to reject a sufficient number of proposals allegedly on the basis of a rational procedure

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen:

Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17). Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Bei *wiederholter Zitierung* ein und derselben Quelle Literaturhinweis wiederholen, nicht Abkürzungen wie »a.a.O.« oder »ebda.« benutzen.

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Auf die Angabe von *online-Quellen* im Text sollte nach Möglichkeit verzichtet werden. Ist dies unvermeidlich, bitte URL mit Datum des Aufrufs angeben: (<http://www.sueddeutsche.de/wissen/artikel/625/56569>, 23. Juni 2012)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Online-Quellen: Berger, R., Hammer, R. 2007: Links oder rechts; das ist hier die Frage. Eine spieltheoretische Analyse von Elfmeterschüssen mit Bundesligadaten. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig Nr. 47, http://www2.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/47.pdf (letzter Aufruf 23. Juni 2012).

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte **deutsche und englische Zusammenfassungen von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Speichern Sie Ihren Text bitte im Format Ihres Schreibprogramms und als rtf-file (Rich Text Format) und schicken Sie die Dateien **per E-Mail** an die Redaktion der Soziologie.



Jan Kruse / Stephanie Bethmann / Debora Niermann /
Christian Schmieder (Hrsg.)

Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen

Eine Einführung in Theorie und Praxis

2012, 300 Seiten, broschiert, € 32,95 (44-2836)

Auf was müssen Forschende achten, wenn sie in und mit Sprachen außerhalb ihrer Muttersprache qualitativ forschen? Wo liegen Probleme, aber auch Chancen? Der Band behandelt ein breites Spektrum an Themen, die sich der qualitativen Interviewforschung im Fremdsprachenzusammenhang stellen.



Michaela Pfadenhauer / Alexa M. Kunz (Hrsg.)

Kompetenzen in der Kompetenzerfassung

Ansätze und Auswirkungen der Vermessung von Bildung

2012, 192 Seiten, broschiert, € 24,95 (44-2834)

Der Band versammelt Beiträge, die sich den Voraussetzungen der Erfassung von Kompetenzen in (Hoch-)Schule und Beruf widmen, sowie solche, in denen die gesellschaftlichen Hintergründe beleuchtet werden, vor denen Kompetenzmessung als zweckdienlich erscheint.



Georg Vobruba

Der postnationale Raum

Transformation von Souveränität und Grenzen in Europa

Edition Soziologie, 2012, 172 Seiten, broschiert
€ 19,95 (44-2722)

Postnationale Räume entstehen aus der radikalen Transformation von Souveränität und Grenzen. Die Entwicklung der Europäischen Union zum postnationalen Raum ist weit fortgeschritten und wird durch die Eurokrise noch beschleunigt.

Theorie und Gesellschaft

Tanja Bogusz, Heike Delitz (Hg.)

Émile Durkheim

Soziologie – Ethnologie –
Philosophie

2013. 582 Seiten. Band 77
ISBN 978-3-593-39866-2

Émile Durkheim zählt zu den Klassikern der Soziologie. Der Band greift erstmals unbekannte Rezeptionslinien Durkheims auf und zeigt ihn so in all seiner Komplexität und Aktualität: als Vorreiter einer transdisziplinären Sozialwissenschaft, als scharfsinnigen Theoretiker, als Denker des Materiellen und des Symbolischen. Neben ihm kommen auch seine Kollegen, Erben und zeitgenössischen Kritiker in den Blick. Dabei wird deutlich, dass Durkheims Werk nicht nur die Soziologie prägte, sondern auch der Ethnologie und der Philosophie grundlegende Impulse gab.

Jens Beckert

Erben in der Leistungsgesellschaft

2013. Ca. 250 Seiten. Band 76
ISBN 978-3-593-39867-9

Kaum eine Institution ist für die Reproduktion sozialer Ungleichheit so bedeutsam wie die Vererbung von Vermögen. Doch Erbschaften widersprechen dem Leistungsprinzip, mit dem in modernen Gesellschaften soziale Ungleichheit gerechtfertigt wird. Wie gehen wir mit diesem Widerspruch um? Welche Kontroversen entspannen sich um die Vermögensvererbung? Welche normativen Ansprüche werden im Erbrecht reguliert? Mit Bezug auf die Erbschaftsteuer, das Pflichtteilsrecht und die wirtschaftlichen Folgen erbrechtlicher Regulierung diskutiert Jens Beckert diese Fragen.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinungen

G. Stock, H. Bertram, A. Fürnkranz-Prskawetz, W. Holzgreve, M. Kohli, U. M. Staudinger (Hg.)

Zukunft mit Kindern

Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz

2012. 473 Seiten. Zahlreiche Abb.
ISBN 978-3-593-39753-5

Das Buch präsentiert die Ergebnisse einer Arbeitsgruppe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina zu den Gründen niedriger Geburtenraten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Es führt auf einmalige Weise den heutigen Wissensstand aus Medizin, Soziologie, Demografie, Ökonomie, Psychologie, Politik- und Geschichtswissenschaften zusammen, räumt mit Legenden auf, beleuchtet Probleme der Datenerhebung und entwickelt schließlich Empfehlungen, wie die Realisierung von Kinderwünschen besser ermöglicht werden kann.

Andreas Heinz, Ulrike Kluge (Hg.)

Einwanderung - Bedrohung oder Zukunft?

Mythen und Fakten zur Integration

2012. 331 Seiten. 23 Abb.
ISBN 978-3-593-39759-7

Einwanderung als Bedrohung? Thilo Sarrazin hat mit seinen Thesen zur erblichen Intelligenz ethnischer Gruppen alte Weltbilder in die gesellschaftliche Diskussion zurückgeholt, so auch die Angst vor dem Fremden. Die Debatte darüber nehmen die Autorinnen und Autoren zum Anlass, neben der Frage der Genetik auch die Mythen zu Kriminalität, Integrationsbereitschaft, Schul- und Wirtschaftsleistung von Migrantinnen und Migranten kritisch zu beleuchten. Sie zeigen, dass das eigentliche Integrationsproblem nicht die Migranten selbst sind, sondern der eindimensionale Standpunkt der Gesellschaft.



campus.de

campus

Frankfurt. New York